

ZÜRCHER DENKMALPFLEGE

ZÜRCHER DENKMALPFLEGE

1. BERICHT 1958/1959

Zürich 1961

Herausgeber Direktion der öffentlichen Bauten des Kantons Zürich
Bauamt II der Stadt Zürich

Kommissionsverlag Hans Rohr, Zürich

Druck Genossenschaftsdruckerei Zürich

VORWORT

Anfangs 1958 wurden in Kanton und Stadt Zürich Denkmalpflegestellen geschaffen. Die kantonale Denkmalpflege ist der Direktion der öffentlichen Bauten des Kantons Zürich, das städtische Amt für Denkmalpflege der Verwaltungsabteilung des Stadtpräsidenten und dem Bauvorstand II unterstellt. Die Befugnisse der beiden Denkmalpflegestellen sind gegeneinander durch Richtlinien vom 20. Juni 1958 abgegrenzt. Damit wurde die Grundlage für eine den zeitgemässen Forderungen entsprechende Denkmalpflege im Kanton Zürich gelegt.

Schutz und Erhaltung der historischen Denkmäler ist ein Anliegen der Öffentlichkeit. Deshalb soll ihr auch Rechenschaft über die Arbeit der Denkmalpflege abgelegt und gleichzeitig ihr Interesse für deren Aufgaben gefördert werden. Ein Denkmalpflegebericht entspricht aber auch einem wissenschaftlichen Bedürfnis, denn einerseits ist es wünschbar, dass Ausgrabungsbefunde der wissenschaftlichen Verarbeitung möglichst bald zur Verfügung stehen, und andererseits besteht ein kunsthistorisches Interesse an der Orientierung über Restaurierungen und baugeschichtliche Feststellungen an wertvollen Bauten wie über die Entdeckung und Wiedersichtbarmachung baukünstlerischer Einzelteile. Der vorliegende erste Bericht und die weiteren vorgesehenen Bände sind gewissermassen die stark erweiterte und ausgebaut Fortsetzung der in den Jahresberichten der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich für die Jahre 1923 bis 1956 enthaltenen Meldungen über denkmalpflegerische Massnahmen im Kanton Zürich.

Direktion der öffentlichen Bauten des Kantons Zürich:
Regierungsrat Dr. P. Meierhans

Stadt Zürich:
Stadtpräsident Dr. E. Landolt
Bauvorstand II Dr. S. Widmer

DENKMALPFLEGE-KOMMISSIONEN

KANTON

Reg'rat Dr. Paul Meierhans, Baudirektor, Zch., Vorsitzender
Prof. Dr. Werner Ganz, Winterthur
Prof. Dr. Paul Kläui, Wallisellen
Prof. Dr. Anton Largiadèr, Zürich
Prof. Dr. Leonhard von Muralt, Zollikon
Dr. Hugo Schneider, Zürich
Prof. Dr. Emil Vogt, Zürich
Richard A. Wagner, Architekt, Zürich
Prof. Dr. Richard Zürcher, Zürich
mit beratender Stimme Dr. Walter Drack, Uitikon
Adolf Hägi, Liegenschaftenverwalter, Zürich
Heinrich Peter, Kantonsbaumeister, Zürich (bis 31. 3. 1959)
Bruno Witschi, Kantonsbaumeister, Zürich (seit 1. 4. 1959)
Sekretär Dr. Henri Kreis, Zürich

STADT

Stadtrat Dr. Sigmund Widmer, Zürich, Vorsitzender
Stadtpräsident Dr. Emil Landolt, Zürich
Adolf Wasserfallen, Stadtbaumeister, Zürich
Dr. Fritz Egg, Zürich
Dr. Robert Frick, Zürich
Alfred Gradmann, Architekt, Zürich
Emil Grimm, Zürich
Dr. Paul Guyer, Zürich
Prof. Dr. Paul Kläui, Wallisellen
Fritz Metzger, Architekt, Zürich
Prof. Dr. Peter Meyer, Zürich
Paul Schaufelberger, Stadtammann, Zürich
Dr. Hugo Schneider, Zürich
Dr. Hedwig Strehler, Zürich
Sekretär Richard A. Wagner, Architekt, Zürich
Ausschuss Stadtrat Dr. Sigmund Widmer, Zürich, Vorsitzender
Stadtpräsident Dr. Emil Landolt, Zürich, Vizepräsident
Adolf Wasserfallen, Stadtbaumeister, Zürich
Dr. Paul Guyer, Zürich
Prof. Dr. Paul Kläui, Wallisellen
Richard A. Wagner, Architekt, Zürich

DENKMALPFLEGER

KANTON

Dr. Walter Drack

Amt: Hochbauamt des Kantons Zürich, Walchetur 1,
Zürich 1, Telefon 32 96 00

Privat: Haldenstrasse 1, Uitikon a. A., Telefon 54 66 50

STADT

Prof. Dr. Paul Kläui, wissenschaftlicher Denkmalpfleger

Amt: Helmhaus, Limmatquai 31, Zürich 1, Telefon 32 61 77

Privat: Hofackerstrasse 9, Wallisellen, Telefon 93 24 70

Richard A. Wagner, dipl. Architekt, baulicher Denkmalpfleger

Amt: Hochbauamt der Stadt Zürich, Amtshaus IV,

Uraniastrasse 7, Zürich 1, Telefon 29 20 11

Privat: Kilchbergstrasse 68, Zürich 2/38, Telefon 45 61 42

INHALTSVERZEICHNIS

KANTON ZÜRICH

Affoltern am Albis	13
Bauma	13
Bubikon	14
Buchs	15
Bülach	
– Rathaus	16
– Niederflachs	18
– Grossherrenweg	20
Elsau	20
Erlenbach	26
Greifensee	
– Ehemalige Stadtbefestigung	27
– Storen und Furren	28
Hombrechtikon	28
Kappel am Albis	
– Ehemalige Klosterkirche	33
– (Christuskopftorso)	36
– Pfarrhaus	38
Kloten	
– Schaffhauserstrasse/Dorfstrasse	38
– Altrohr	39
Lindau	39
Marthalen	41
Meilen	42
Mönchaltorf	
– Kirche	43
– Aabachbrücke	46
– Enklave «Sack»	46
Neftenbach	46
Ossingen	46
Pfäffikon	
– Burg	49
– Flur Witzberg	51
Regensdorf	51
Rheinau	52
Richterswil	53
Schlatt	54
Schlieren	56

Stäfa	57
Wangen	57
Wetzikon	
– Oberwetzikon	58
– Robenhausen	58
– Robank	60
Wiesendangen	60
Winkel	63
Winterthur	
– Altstadt	66
– Oberwinterthur	69
– Veltheim	70
Zell	70

STADT ZÜRICH

Altstadt	79
Affoltern	105
Altstetten	105
Aussersihl	105
Enge	106
Höngg	106
Riesbach	107
Schwamendingen	107

Legenden zu den Beilagen 1–8	78
Abbildungsnachweis	108

ABKÜRZUNGEN

VERFASSER

ASA	Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde
BerAGZ	Bericht der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Bürgerhaus	Das Bürgerhaus in der Schweiz, herausgegeben vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein
JbSGU	Jahresbericht bzw. Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte
JbSLM	Jahresbericht des Schweizerischen Landesmuseums, Zürich
Kdm.	Kunstdenkmäler
MAGZ	Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
NBV	Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins
Njbl.	Neujahrsblatt
NZZ	Neue Zürcher Zeitung
UK	Unsere Kunstdenkmäler
US	Ur-Schweiz
ZAK	Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte
ZSG	Zeitschrift für Schweizerische Geschichte und Schweizerische Zeitschrift für Geschichte
Zs	Zeitschrift

AGZ	Antiquarische Gesellschaft in Zürich
BAZ	Baugeschichtliches Archiv der Stadt Zürich
EKD	Eidgenössische Kommission für Denkmalpflege
KDK	Kantonale Denkmalpflege-Kommission
StDK	Städtische Denkmalpflege-Kommission
KHA	Kantonales Hochbauamt, Zürich
SLM	Schweizerisches Landesmuseum, Zürich
ZB	Zentralbibliothek Zürich

Kantonaler Teil: Dr. Walter Drac
Städtischer Teil: Prof. Dr. Paul Kläui
Richard A. Wagner, dipl. Architekt ETH
Die übrigen Mitarbeiter zeichnen ihre Beiträge

Adressen der Mitarbeiter:
Frau Dr. Ursula Isler-Hungerbühler, Hornweg 14,
Küsnacht ZH
Prof. Dr. Richard Zürcher, Freudenbergstr. 103, Zürich 7/44
Dr. Hans R. Wiedemer, Konservator des Vindonissa-
Museums, Brugg
Dr. René Wyss, Konservator am Schweizerischen Landes-
museum, Postfach Zürich 23

Koordinatenangaben auf Grund der neuen Landeskarte
1 : 25 000

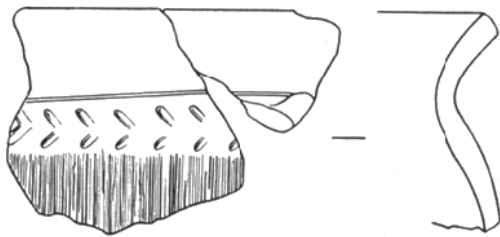
AFFOLTERN AM ALBIS (Bez. Affoltern) RÜTIMATT

Scherben eines Topfes der späten La Tène-Zeit

Am 28. Mai 1958 übergab Grundbuchgeometer W. Brengener in Affoltern am Albis dem kantonalen Denkmalpfleger zwei Randscherben eines spätlatènezeitlichen Topfes, die er im Frühjahr 1956 bei Aushubarbeiten für eine Vorflutleitung in der Rütimatt südöstlich Loo (Koord. 676100/237900) gefunden hatte. Die beiden Scherben sind deshalb von ganz besonderem kulturgeschichtlichem Interesse, weil sie erstmals einen ganz klaren Hinweis auf die Besiedlung von Affoltern am Albis gegen Ende des letzten vorchristlichen Jahrhunderts geben. Sie gehören in dieselbe Zeit wie die Funde aus dem Steinacker südlich Marthalen, d. h. in die zweite Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Christi Geburt, ehe also die römische Zivilisation hierzulande Fuss fasste.

Literatur: JbSGU 47/1958/59, S. 175 f.

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.



Affoltern am Albis – Randscherben eines Topfes der späten La Tène-Zeit aus der Rütimatt. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

BAUMA (Bez. Pfäffikon) RUINE ALT-LANDENBERG

Seit Frühjahr 1958 ist in kleineren und grösseren Etappen die Freilegung und Konservierung der ausgedehnten Ruine der einstigen Burg Alt-Landenberg nordwestlich Bauma im Gange. Der in Bauma beheimatete Industrielle Jakob Wolfensberger hatte sich schon in frühen Jahren entschlossen, diese für die frühe Zürcher Geschichte so wichtige Burgruine zu untersuchen und die Burgstelle öffentlich zugänglich zu machen. Er erwarb deshalb 1955 den Burghügel und begann 1957 mit der Planung der notwendigen Arbeiten. Den Leiter des Unternehmens fand er in der Person von Architekt Christian Frutiger in Küsnacht ZH, der vor allem durch Freilegungs- und Konservierungsarbeiten von Berner Oberländer Burgen bekannt geworden ist. Gut einen Monat nach Beginn der Arbeiten konnte sich die kantonale Denkmalpflege im Juli und August 1958 durch Abklärungsarbeiten des Terrains beteiligen. Als örtlicher Leiter amtierte Lehrer Peter Ziegler von Wädenswil. Da der Grundeigentümer ausschliesslich betriebseigene Leute auf dem Burghügel beschäftigt und deren Einsatz vom Fabrikationsprogramm abhängig ist, können die Arbeiten erst im Laufe des Jahres 1961 abgeschlossen werden. Aus diesem Grunde wird hier einstweilen auf einen Bericht verzichtet. Es ist aber sehr zu hoffen, dass eine eingehende Würdigung mit den notwendigen Planunterlagen im nächsten Tätigkeitsbericht vorgelegt werden kann.

Literatur: Chr. Frutiger, Burgruine Alt-Landenberg bei Bauma. Freilegung und Sicherungsarbeiten 1958/59, in: NBV XXXII. Jg. 1959, 5. Bd., Nr. 2, S. 2 ff.

BUBIKON (Bez. Hinwil)

RITTERHAUS

Unter dem Vorsitz ihres Präsidenten Paul Hotz, Fabrikant in Bubikon, restaurierte die Ritterhausgesellschaft Bubikon mit Hilfe von Bund, Kanton, Gemeinde und Privaten die sogenannte «Schütte». Dieser sehr alte Gebäudeteil konnte nach jahrelangen Bemühungen vom Besitzer Ernst Hotz am 19. Mai 1958 käuflich erworben werden.

Die «Schütte» ist der mittlere der drei Gebäudetrakte, welche den langen Nordflügel der hufeisenförmigen Gesamtanlage des Ritterhauses Bubikon bilden. Sie ist einer der ältesten Teile des Ritterhauses und diente wohl ursprünglich als Bruderhaus, später landwirtschaftlichen Zwecken. Sie besteht aus einem grossen, flachgedeckten Kellerraum, einem Hochparterre und einem ersten Stockwerk. Vor der «Schütte», das heisst hofseits, stand ein aus der Mitte des 19. Jahrhunderts stammender hölzerner Schopf, der anfangs Sommer 1958 abgebrochen wurde. Im Hochparterre war eine bescheidene Wohnung eingerichtet, die gleichzeitig mit dem Schopf aufgelassen wurde. Der erste Stock diente als Speicher beziehungsweise als «Schütte», daher der Name des ganzen Gebäudetraktes.

Vgl. zur allgemeinen Geschichte des Ritterhauses: H. Lehmann, Das Johanniterhaus Bubikon. Geschichte, Baugeschichte und Kunstdenkmäler, in: MAGZ, Bd. 35, 1949–1947, bes. S. 75 f. und P. Kläui, Das Johanniterhaus Bubikon, 3. Aufl., (Bubikon) 1959, bes. S. 25.

1. Die baugeschichtlichen Untersuchungen (vgl. Beilage 1, 1 u. 2)

Im Zuge der Vorarbeiten für die vorgesehene Restaurierung der sogenannten «Schütte» und der Umfassungsmauer wurden an den folgenden Stellen archäologisch-bauanalytische Untersuchungen vorgenommen: mittels zwei paralleler Nord-Süd verlaufender Sondierschnitte südlich der «Schütte», mittels eines meterbreiten Schnittes im Vorraum der Kapelle entlang der Ostwand nördlich und südlich des Portals sowie mittels einer Flächengrabung entlang der Südwand der Umfassungsmauer westlich des sogenannten «Neuhauses». Die Untersuchungen liessen erkennen, dass der gewachsene Nagelfluhfels teilweise nur einen halben Meter unter der heutigen Oberfläche liegt. Für die Errichtung der Südmauer der «Schütte» wurde der Fels abgearbeitet, ebenso bei Errichtung der Umfassungsmauer westlich des sogenannten «Neuhauses». Desgleichen musste beim Bau des Sodbrunnens westlich des «Neuhauses» der Fels ausgebrochen werden.

Im Schnitt südlich und nördlich des Kapellenportals im Vorraum der Kapelle kamen von West nach Ost liegende Skelettreste (Kopf im Westen) zum Vorschein, die teilweise dicht über- und nebeneinander lagen.

In dem für die Sanierung der Umfassungsmauer aufgeworfenen Schnittgraben entlang der Südwand der Umfassungsmauer kamen allenthalben alte Baureste zum Vorschein, von Ost nach West aufgezählt: ein Sodbrunnen, eine Art Kellerhalbtreppe, Reste eines quadratischen Gebäudes mit kleinem Anbau im Osten, ein kleiner Trockenmauerrest, der Fundamentrest des einstigen westlichen Abschlusses der Umfassungsmauer. In der Umfassungsmauer selber zeigten sich diverse Öffnungen, bei denen es sich, wiederum von Ost nach West aufgezählt, um eine zugemauerte Fenster(?)Nische, einen Wasserdurchlass sowie um zwei zugemauerte Luken hart östlich der einstigen Nordwestecke der Umfassungsmauer handelt.

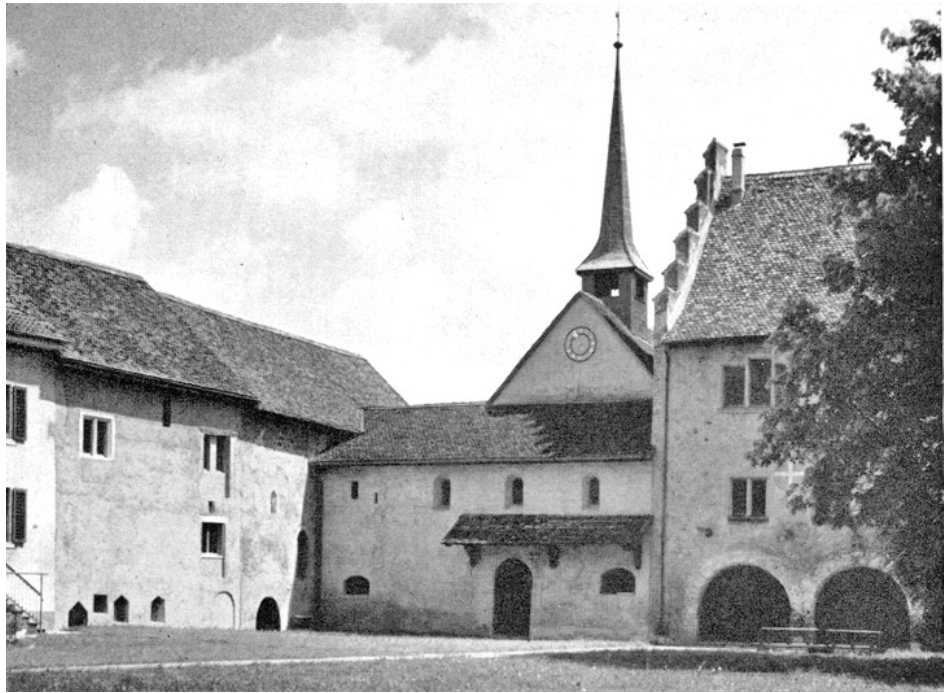
Der Sodbrunnen scheint kaum schon im Mittelalter errichtet worden zu sein. Er hat eine Tiefe von rund 6 Metern und eine innere Weite von 1,30 Metern. Er war in den Nagelfluhfels bis zu einer wasserführenden Ader vorgetrieben worden. Diese Wasserfassung diente zuerst offensichtlich als Sod, dann als Kühlwasserreservoir für eine nördlich an die Umfassungsmauer angebaute Senn- oder Milchwüste (mit Zugang mittels eines kurzen Tunnels im Nagelfluhfels) und endlich als Sammler für Meteorwasser vom «Neuhaus» her. Die Kellertreppe nordwestlich des Sodbrunnens bildete den Zugang vom Hof her durch die Umfassungsmauer zur Milchwüste. Diese wurde im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts abgebrochen, und damals wurden auch Durchgang und Treppe aufgelassen und eingedeckt. Die Ruine westlich des Sodes stammt von einem quadratischen Bau mit Annex. Der Boden im Hauptraum sowie jener im Anbau bestanden aus roten Tonplatten. Zudem war der Hauptraum mit dem Wasserablauf ausgerüstet, der noch immer als breit ausladende Sandsteinrinne in der Umfassungsmauer steckt. Es könnte sich also bei diesem Bau um ein Waschhaus oder ähnliches gehandelt haben. Der Trockenmauerrest 5 Meter östlich der ehemaligen Nordwestecke der Umfassungsmauer dürfte einst als Stützmauer gedient haben. Hierauf lassen die zugemauerten Luken in der Umfassungsmauer schliessen, die ja zugänglich gewesen sein müssen.

2. Restaurierung der «Schütte» und der Umfassungsmauer

Projekt und Bauleitung: Hans K. Meier, Architekt SIA, Wetzikon. Experte der EKD: alt Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Architekt ETH, Zürich.

Bauzeit: Februar bis Oktober 1959.

Der Aussenputz der «Schütte» war vollständig defekt. Er zeigte in seinen alten Partien eine horizontale Linierung, wie sie am Kapellenvorbau noch teilweise erhalten ist. Die Fensteröffnungen sind grossenteils erneuert: Das östliche Fenster der Südfront zum Beispiel war eine Türe, über der ein drehbarer «Galgen» zur Beschickung des Speichers im ersten Stockwerk montiert war. Beim Fenster westlich da-



Bubikon — Ritterhaus. Die sogenannte «Schütte» (links von der Kapelle) nach der Restaurierung von 1959.

von war ein sehr defekter Sturz, der nachgebildet werden musste usw.

Der Keller wurde im allgemeinen im alten Zustand belassen, er wurde nur gereinigt, das Holz aber imprägniert. Ausserdem wurden die alten, später zugemauerten Fensterluken wieder geöffnet. Für das Hochparterre und das erste Stockwerk wurden die Böden erneuert und die Wände ausgebessert. Zudem erhielt das erste Stockwerk eine Holzdecke. Das Dach endlich wurde durch ein neues Doppeldach ersetzt. Auf diese Weise erhielt die Ritterhausgesellschaft einen ausgezeichneten Kellerraum und zwei sehr schöne Ausstellungsräume. Am Fenster 9 (nach Plan H. Meier im Archiv des Ritterhauses) in der Südfront ist in der östlichen Leibung eine in den Stein geritzte Sonnenrose (Hexagramm) erhalten, die ausgebessert worden ist.

Im Zuge der Restaurierung der «Schütte» sanierte man auch das westlich des «Neuhauses» befindliche Teilstück der Umfassungsmauer und deckte es mit Sandsteinplatten ab. Es erwies sich als unumgänglich, zwei Stützpfeiler anzubringen, um die Mauer vor dem Einsturz zu bewahren.

Ausführlicher Bericht mit Planunterlagen im Archiv der Ritterhausgesellschaft Bubikon.

BUCHS (Bez. Dielsdorf) MÜHLEBERG

Ruine eines Ökonomiegebäudes des römischen Gutshofes

Bisherige Forschungsergebnisse

Seit alters war den Einheimischen bekannt, dass oberhalb des Mühleberges, im Gebiet «Muracher» (Maueräcker), alte Mauerzüge im Boden stecken. Nach dem Berichtbuch I der AGZ wird das fragliche Gebiet im Westen durch ein Bächlein von den Lütenäckern abgetrennt. Im Ostsektor, wo die Maueräcker an das weniger hoch gelegene Bauern-Mösli grenzen, fand ein Honegger «auf seinem von ihm ungebaut gelassenen Stück Feld . . . (einen talwärts zerstörten Mosaikboden) noch in seiner alten Lage . . .»

1759 liess J. J. Scheuchzer, Landvogt auf Regensberg, an verschiedenen Orten in den Maueräckern durch eine Mannschaft von 12 bis 24 Leuten graben. Dabei legte er grosse Teile eines ausgedehnten Wohnhauses — wahrscheinlich einer Portikusvilla — von rund 50 Metern (etwa 145 Schuh) Länge frei. Zwei Zimmer enthielten Mosaikböden, andere Mörtelstriche. Ein Raum war mit einem Hypokaust ausgerüstet. Östlich der Ruine wurden zwei «Dolen», das heisst Wasserleitungen, gefasst. Die Kleinfunde stammen grossenteils aus dem 1. Jahrhundert n. Chr.

Auf Grund dieser Entdeckungen heisst heute das südöstlich des Bruderhofes gelegene Acker- und Wiesland nordwestlich oberhalb des Baches und Weihers «Kastell» und der westlich des Baches und Weihers gelegene Weinberg «Maueräcker», darunter folgt der Mühleberg. So hielt schon Ferdinand Keller die Situation fest. Den ungefähren Standort der Villenruine konnten wir dank Angaben von E. Meier im Bruderhof im Plan festhalten.

1820(?) «wurden (nach F. Keller) hinter dem . . . ,Bruderhause' die Trümmer eines . . . mit einer Säulenstellung versehenen Gebäudes . . . aufgedeckt». Der heutige Besitzer des Bruderhofes, E. Meier, schrieb am 30. Mai 1959 dem Denkmalpfleger, dass er über Standort usw. einer römischen Ruine nördlich seines Hofes leider keine Angaben machen könne.

1848 unternahm Gemeinderat H. Meyer von Buchs neue Ausgrabungen, wobei er wiederum auf einen Mosaikboden mit Schwarzweissdekor, der auf Hypokaustpfeilerchen ruhte, stiess. Dabei kamen unter anderm auch ein Relief aus Juramarmor mit der Darstellung eines Pferdes, ein Finger ring mit Schlüsselchen sowie Ziegelfragmente mit Stempeln der XXI. und XI. Legion zum Vorschein.

Interessant ist der Hinweis Kellers, wonach «das Wasser der oberhalb der Ansiedelung hervorsprudelnden reichen Quellen zu den Wohnungen . . . vermittelt bleierner und thönerner Röhren hingeleitet war».

Literatur: Zwei Querfoliotafeln mit Planwiedergaben von Ing. J. Müller mit Randbemerkungen von J. J. Breiting; Berichtsbuch I der AGZ, S. 99 ff.; Album der AGZ «Celtisch-Römisch-Fränkisch», Bd. 6, Nrn. 130 und 183; F. Keller, Die römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz, in: MAGZ XV, 1864, S. 87 f.



Buchs – Mauerreste eines römischen Ökonomiegebäudes am Mühleberg.

Die Notgrabung von 1958 (vgl. Beilage 1, 3–5)

Am 18. November 1958 meldete K. Grendelmeier in Buchs, dass bei Aushubarbeiten für einen Neubau im Mühleberg oberhalb des Dorfes römisches Mauerwerk zerstört wurde. Noch am gleichen Tag konnten die dringendsten Massnahmen für eine Notgrabung vorgenommen werden.

Die Fundstelle befindet sich im Mühleberg, in der Parzelle Kat. Nr. 161, auf Koord. 675150/257075. Die als Notgrabung durchgeführten Untersuchungen zeitigten die Entdeckung von sehr stark zerstörten Mauerfundamenten eines langrechteckigen, längs des Hanges erstellten Gebäudes, dessen Südhälfte infolge der während Jahrhunderten gepflegten Rebkulturen überhaupt fehlte. Wie unser Profil zeigt, stak das Fundament der von Ost nach West streichenden Langmauer wohl noch 1,50 Meter tief im Boden, doch lief das Horizontalniveau des anstehenden Bodens 5 Meter südwärts bereits aus. Das Mauerwerk hatte eine Stärke von rund 80 respektive 60 Zentimetern. Zweifellos stammte es von einem Ökonomiegebäude irgendwelcher Art von rund 24,5 Metern Länge und wohl etwa 11 Metern Breite.

Die Funde beschränkten sich auf eine Unmenge von Ziegeln und Fragmente von roter Keramik des 2. Jahrhunderts n. Chr., vorab einer Schüssel mit gerilltem Horizontalrand, und eines Kruges.

Durch die Entdeckung von 1958, die wir ausschliesslich der Aufmerksamkeit von K. Grendelmeier in Buchs verdanken, konnten die Vermutungen F. Kellers und J. Heierlis, es handle sich bei den Ruinen über Buchs um die Überreste eines ausgedehnten römischen Gutshofes mit Haupt- und Nebengebäuden, einwandfrei bestätigt werden. Es ist nur zu hoffen, dass bei andern Baugelegenheiten eines Tages auch die 1759 durchsuchte Ruine einwandfrei lokalisiert und eingemessen werden kann.

Literatur: W. Drack, Neue Entdeckungen zu römischen Gutshöfen im Kanton Zürich 1958, in: Ur-Schweiz XXIII/1959, S. 32 f.

Aufbewahrungsort der Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

BÜLACH (Bez. Bülach) RATHAUS

Projekt und Bauleitung: A. Oberli & Sohn, Architekten, Bülach. Experte der EKD: alt Kantonsbaumeister H. Peter, dipl. Architekt ETH, Zürich.

Bauzeit: Februar 1959 bis Mai 1960.

Seit langem war bekannt, dass das Rathaus von Bülach als der stattlichste Riegelbau des Zürcher Unterlandes gelten darf. Leider wurde das Riegelfachwerk im Jahre 1907 wieder verputzt. In «Kunstdenkmäler» war indes die ursprüngliche Fassade in einer Zeichnung festgehalten. Im Dezember 1958



Bülach – Das Rathaus nach der Restaurierung von 1959/60.

hiess die Gemeindeversammlung glücklicherweise ein Projekt gut, wonach im Zusammenhang mit Umbauten im Innern und einigen Modernisierungen und Abänderungen am Äussern auch die ursprüngliche Fassade wieder zu Ehren kommen sollte.

Mit Rücksicht auf die durch die rasch zunehmende Motorisierung immer mehr von der Strasse verdrängten Fussgänger wurde entlang der Hauptstrasse eine weitere Arkade geschaffen, nachdem bislang auf der Nordwestseite schon immer eine Arkade bestanden hatte. Ausserdem wurde das bisher im Erdgeschoss untergebrachte Feuerwehrmagazin geräumt. Dadurch war es möglich geworden, hinter der neuen Arkade ein Abstimmungslokal zu schaffen. Die Grösse desselben wurde so gehalten, dass eine alte Tragjochkonstruktion sozusagen als Museumsstück in die Mitte des

neuen Raumes zu stehen kam. Es handelt sich um zwei mächtige eichene Tragpfosten und entsprechende Unterzugsbalken. In den weiteren, durch neue Mauerzüge abgetrennten Räumlichkeiten des Erdgeschosses sind der Abwärtskeller und die Heizung untergebracht. – Im ersten Obergeschoss wurde der Ratssaal überarbeitet und neu möbliert sowie dank der Verlegung der Abwärtswohnung ins dritte Obergeschoss genügend Raum für eine schöne Schalterhalle und zwei Büros gewonnen. – Im zweiten Obergeschoss sind heute die weiteren Büros für die Verwaltung untergebracht und im dritten Obergeschoss die Abwärtswohnung, eine Teestube sowie Archivräume. Ebenso befinden sich weitere Archivräume im vierten Obergeschoss, zumindest auf Zusehen hin.

Die Aussenrenovation war selbstredend von der Freilegung

des Riegelfachwerkes bestimmt. Das Eichenholz ist überraschend gesund erhalten geblieben. Nur an wenigen Stellen mussten aktive Holzschädlinge bekämpft werden. Die Riegel mussten teils aufgedoppelt, teils ausgewechselt werden. Die Zwischenfelder, durchweg Bollensteinmauerwerk, wurden ebenfalls ausgebessert und neu verputzt. Das Mauerwerk erhielt überall einen neuen Verputz, und die Natursteine wurden überarbeitet beziehungsweise ausgewechselt. Die grosse ehemalige Stockmauer mit dem Treppengiebel auf der Westseite konnte ohne sichtliche Störung des Gesamtbildes an sechs Stellen für neue Fenster durchbrochen und auf der Südseite des Rathauses ein neuer Zugang geschaffen werden.

Beim Dachumbau – bei dem noch ein Drittel der alten Biberschwanzziegel wiederbenutzt werden konnte – entdeckte man zwei Ziegel mit der Jahrzahl 1631. Ausserdem fand man beim Entfernen des Verputzes von 1907 an der Hauptfassade ausser der in «Kunstdenkmäler» aufgeführten Inschriften noch folgende weitere:

Auf der untersten Schwelle (über den südlichen Bögen):

· HANS · MEIER · BVWHER · 1672 · (und über dem nördlichen Stichbogen):

(·) 16 (·) MEISTER · HEINRICH · GASMAN · ZV · ÄNET · HÖRI · 72 ·

Auf der Schwelle darüber (ungefähr über dem neuen Bogen):

· RENO · B · M · H · CONRAD · MEIER · 1803 · M · HK · Z · M · Z · B ·

Am nördlichsten Pfeiler im Keller ist folgende in «Kunstdenkmäler» nicht aufgeführte Inschrift auf den vier Seiten des Kämpfers zu lesen:

ANDREAS · FRÖLICH · STAT · / · SCHRIEBER · VND · ZÄHLER · /

· DIS · KÄLLER · / 1646.

Endlich seien noch ein paar ebenfalls in «Kunstdenkmäler» nicht berücksichtigte, von Gemeinderatsschreiber F. Oegerli aus der sogenannten «Utzinger-Chronik» und aus den Verwaltungsprotokollen der Gemeinde Bülach zusammengestellte Daten zur Baugeschichte angeführt:



Bülach – Überreste einer mittelalterlichen Schmiede in Niederflachs. Im Vordergrund Überbleibsel der Esse, im Profil im Hintergrund sind Brandschichten erkennbar.

1545 Erwähnung eines Stubenmeisters Hänsi Seewer

1646 Aushub für den Ratshauskeller, ob neu oder als Erweiterung, ist unklar. (Am 28. August Erdrutsch, wobei ein Tiroler Maurer das Leben einbüsste.)

1673 Grössere Reparaturarbeiten (Kassettendecke, Renaissance-Türumrahmungen, Buffets, Turmofen, s. «Kunstdenkmäler»)

1687 Erstellung der Stockmauer auf der Westseite mit Treppengiebel (ehemals für Feuerwehrleute bestimmt)

1745 Reparaturarbeiten (Steine vom Steinbruch im Bruder auf dem Schläufenberg)

1843 Durch Absteigerung Bauarbeiten vergeben: Maurerarbeiten an Maurer Volkart, Zimmerarbeiten an Zimmermann Jakob Volkart

1858 Erdgeschossumbau für neueingeführten Kornmarkt

1860 Montage von Jalousieläden auf der Ost- und Nordseite

1882 Besenwurf am Rathaus erneuert

1907 Renovation – Wegen gefürchteter Mehrkosten wurde das Riegelfachwerk zugedeckt

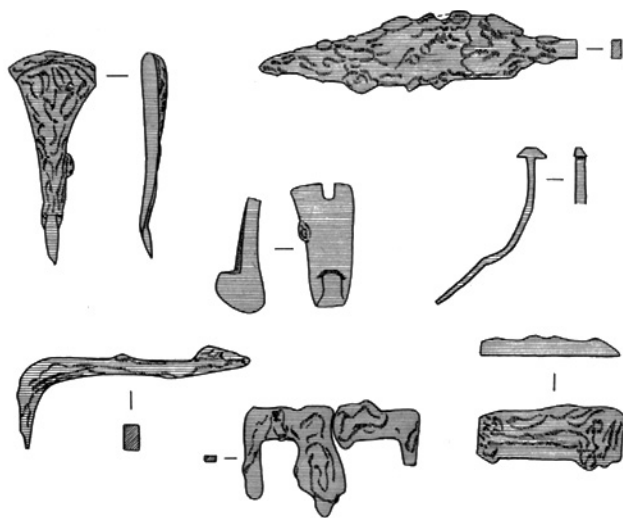
Literatur: Kdm. Kanton Zürich, Bd. II, Basel 1943, S. 12 ff.; Bürgerhaus, Bd. XVIII/1927, S. XXXIV und Taf. 27.

NIEDERFLACHS

Überreste einer mittelalterlichen Schmiede (vgl. Beilage 1, 6–8)

Mitte April 1959 liess Hans Kern-Lienhard, Landwirt in Niederflachs, Fabrikstrasse 5, in der «Seeweren», das heisst im Winkel zwischen Bahndamm und Fabrikstrasse, eine Baugrube für vier Futtersilos ausheben (Koord. 682350/263475). Dabei stiess man im dort anstehenden, gegen den Bahndamm hin leicht ansteigenden Lehmhang auf mauerartig gereimte Steine und ziegelhart rotgebrannte Lehmbrocken. Dies veranlasste den Bauherrn zur Meldung an Lehrer Hermann Pfenninger in Bülach, welcher seinerseits die kantonale Denkmalpflege verständigte, die sich der Fundstelle sogleich annahm.

Auf der Höhe des Niveaus der Fabrikstrasse, unter welcher der heute eingedeckte Furtbach fliesst, 7 Meter nordöstlich davon, wurde hangwärts eine bis 40 Zentimeter mächtige Schicht aus rotgebrannten Lehmbrocken freigelegt. Diese enthielt sehr viele Eisenschlacken, stark verrostete Eisengegenstände, Keramikscherben und völlig verkohlte Holzbretter und Holzbalken. Ausserdem zeichnete die Schicht ein klares Feld von 4,5 × 4,8 Meter im Geviert ab. In der Südhälfte desselben, da, wo die mauerartig gefügten Steine zutage getreten waren, konnte die unterste Steinlage einer U-förmigen kleinen, ehemals in Trockenmauerwerk errichteten Anlage von rund 1 × 1,10 Meter Umfang herauspräpariert werden, deren Inneres eine rund 20 Zentimeter starke, durch und durch schwarze Holzkohleschicht enthielt. Nördlich und östlich dieses Gevierts dehnten sich verstürzte Steinmassen aus, die offensichtlich vom einstigen Oberbau



Bülach – Überreste einer mittelalterlichen Schmiede in Niederflachs. Eisengegenstände und Fragmente von solchen. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

aus Stein und Lehm herrührten. Innerhalb der Holzkohleschicht fand sich eine grosse Menge von Eisenschlackenklumpen, und unter den verstürzten Steinmassen konnte zudem im anstehenden, horizontal abgeschälten Lehm Boden ein dichter Teppich von kleinen und kleinsten Eisensplittern gefasst werden, die nach dem auf Grund eines Augenscheines an Ort und Stelle abgegebenen Urteil von W. Guyan aus Schaffhausen vom Hämmern eines Schmiedes herrühren mussten: Die hufeisenförmige Kleinanlage konnte demnach nichts anderes gewesen sein als eine primitive Esse, und bei der Lehmmasse sowie den Resten von verkohlten Holzbalken und -brettern usw. handelte es sich offensichtlich um die Überbleibsel einer durch Feuersbrunst zerstörten einfachen Schmiedewerkstatt, die wahrscheinlich ein einfacher Riegelbau mit lehmverstrichenem Flechtwerk und schindelbedecktem Dach gewesen war.

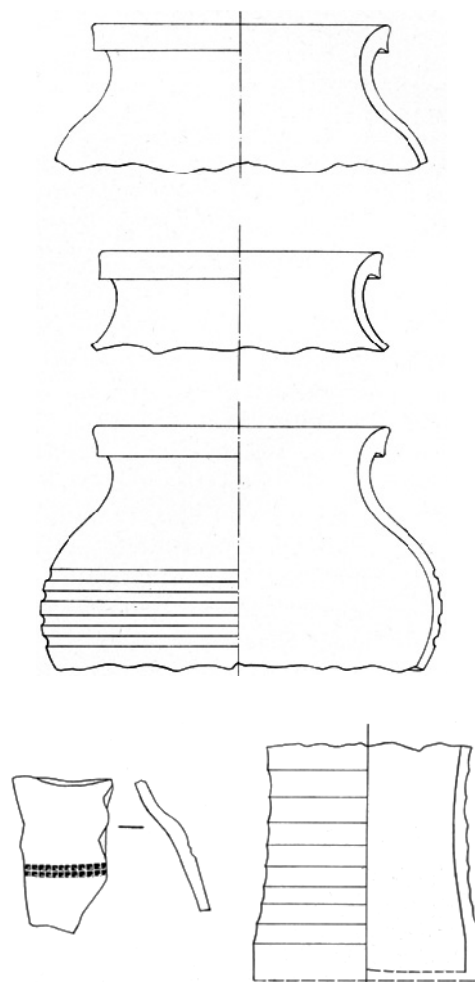
Ausser den erwähnten Bauüberresten konnten vor allem Eisen- und Keramikfragmente sowie Eisenschlacken gehoben werden. Die Keramik war durchweg rötlichgrau, hart und unglasiert. Sie gehört zur spätromanisch-frühgotischen Gruppe, der Zeit um 1300, wie sie zum Beispiel von K. Heid in den Ruinen von Glanzenberg (Gemeinde Weiningen) und Schönenwerd bei Dietikon gefunden wurde. Die Eisenschlacken analysierte freundlicherweise Dr. H. Guyer, Chefchemiker der Georg Fischer AG in Schaffhausen. Im diesbezüglichen Schreiben vom 16. Mai 1960 an Prof. Guyan hielt er folgende Werte fest:

Fe ₂ O ₃	40,0 %	Al ₂ O ₃	4,5 %	MnO	0,2 %
SiO ₂	44,2 %	MgO	1,4 %	P ₂ O ₅	0,89 %
CaO	5,8 %	CuO	2,6 %	S	0,06 %

Nach den keramischen Funden zu urteilen, war hier also kurz vor und um 1300 gearbeitet worden, und die einstige Schmiede in der «Seeweren» dürfte zu einem der landwirtschaftlichen Gutshöfe zu Niederflachs gehört haben. Damals teilten sich in den Besitz zu Niederflachs die Herren von Liebenberg als Lehensträger des Grafen von Kyburg, die Freiherren von Tengen und das Chorherrenstift zu Zürich.

Literatur: W. D(rack), Entdeckung einer mittelalterlichen Dorfschmiede in Bülach, in: Tages-Anzeiger, Nr. 117 vom 22. Mai 1959; vgl. auch W. Hildebrandt, Geschichte der Ausgemeinden Bülachs (mit besonderer Berücksichtigung ihrer Stellung zum Hauptort), Niederflachs, in: Ährenlese, Nr. 5 ff., Bülach 1920/25; Zur Keramik vgl. K. Heid, Glanzenberg. Bericht über die Ausgrabung 1937–1940, in: Neujahrsblatt von Dietikon, 1953; K. Heid, Die Burgruine Schönenwerd bei Dietikon, Dietikon 1937.

Aufbewahrungsort der Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.



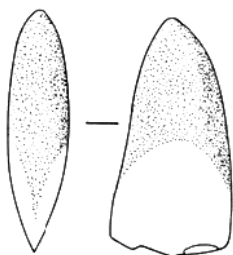
Bülach – Überreste einer mittelalterlichen Schmiede in Niederflachs. Profile der Keramik um 1300. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

GROSSHERRENWEG

Fund eines neolithischen Steinbeils

Im Sommer 1959 fand Jakob Meier, Landwirt in Grossherrenweg, bei Feldarbeiten auf seinem Acker westlich seines Heimwesens bei Koord. 683100/267100 ein spitznackiges Steinbeil aus Serpentin, das er Lehrer Hermann Pfenninger in Bülach abgeliefert hat. Dieser leitete das Stück dankenswerterweise an die kantonale Denkmalpflege weiter.

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.



Bülach – Neolithisches Steinbeil von Grossherrenweg. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

ELSAU (Bez. Winterthur)

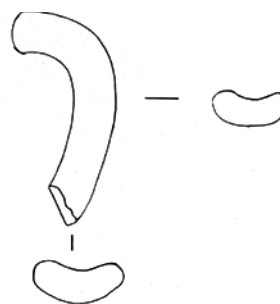
KIRCHE

In der Zeit vom Mai 1959 bis Mai 1960 liess die Kirchgemeinde Elsau die aus dem frühen 16. Jahrhundert stammende Kirche einer gründlichen Innenrenovation unterziehen. Ausserdem erlaubte die Kirchenpflege in Anbetracht der Tatsache, dass eine erste Kirche zu Ehren des heiligen Georg in Elsau schon um 1120, spätestens aber 1250, von den Grafen von Toggenburg gestiftet worden sein muss, der kantonalen Denkmalpflege die Durchführung archäologisch-bauanalytischer Untersuchungen. Diese zeitigten überraschende Resultate.

Literatur: Vgl. Chronik der Bezirke Winterthur und Andelfingen, Zürich 1945, S. 73.

1. Die baugeschichtlichen Untersuchungen (vgl. Beilage 2)

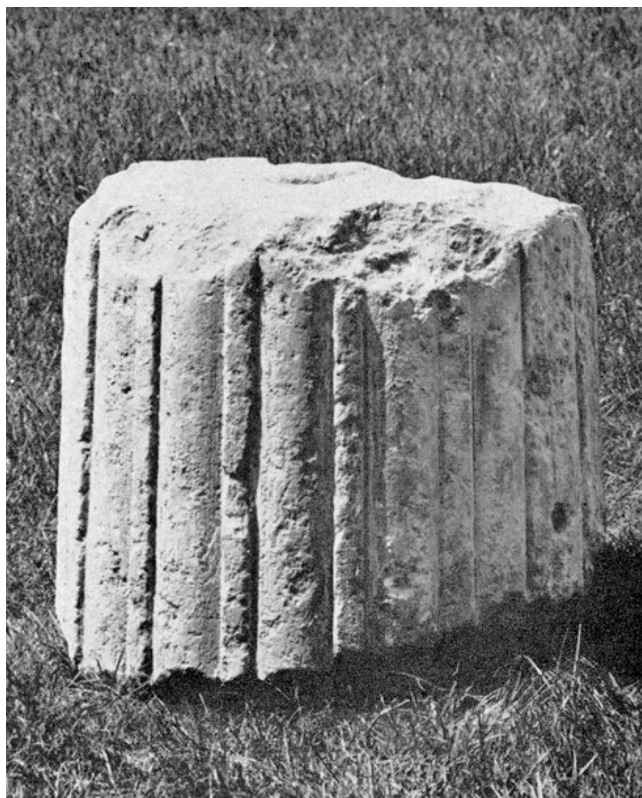
Es sei vorweggenommen, dass die Sondierschnitte 6 und 8 keine positiven Resultate erbrachten: Schnitt 8 nordöstlich der Kirche liess bloss Friedhoferde mit Gebeinresten erkennen und ergab ausserdem nur ein Henkelfragment eines römischen Topfes; in Schnitt 6 südwestlich des Turmes dagegen fanden wir nur einen Findling, der halbwegs aus der Nordwand des Schnittes herauschaute.



Elsau – Kirche. Profile römischer Keramik aus den Sondierschnitten 7 und 8. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

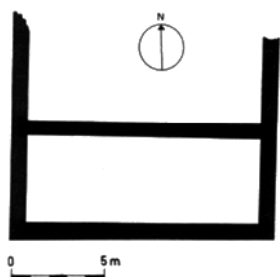
a) Reste eines Ökonomiegebäudes zu einem römischen Gutshof

Im Nordteil des Chorraumes stiessen wir auf die mörtelosen Fundamentsteine eines nicht näher deutbaren Mauerzuges, der von der dickgemauerten Nordwestecke mit der



Elsau – Kirche. Fragment einer römischen kannelierten Säulentrommel. Oberer Durchmesser 57 Zentimeter.

römischen Säulenspolie nach Nordosten verlief. Wie aus dem steingerechten Plan zu ersehen ist, lag dieser Fundamentzug einiges höher als die Mauerunterkante der genannten Nordwestecke. Dieser Mauerrest liess sich erst erklären, als wir im Schnitt II zwischen Kirche und Pfarrhaus die beiden West-Ost streichenden Mauerzüge typisch römischer Technik und von 60 Zentimetern Breite freigelegt hatten, und nachdem es uns gelungen war, diesen Mauerzügen noch zwei Überreste eines sogenannten Terrazzobodens mit Ziegelschroteinschlüssen (im Turm beziehungsweise im Schnitt II) zuzuweisen. Es handelt sich zweifellos um die Überreste des Südwestteils eines Hauses, von dessen Westmauer die erstgenannten Fundamentreste stammen und von dessen Portikus die zweitgenannten Mauerzüge und Terrazzobodenfragmente zeugen. – Angesichts des Umstandes, dass dieser Bau einst ostwärts hart über dem Abhang zu einem tieferen Bachtälchen gestanden haben muss, kann es sich kaum um das «Herrenhaus», sondern vielmehr bloss um

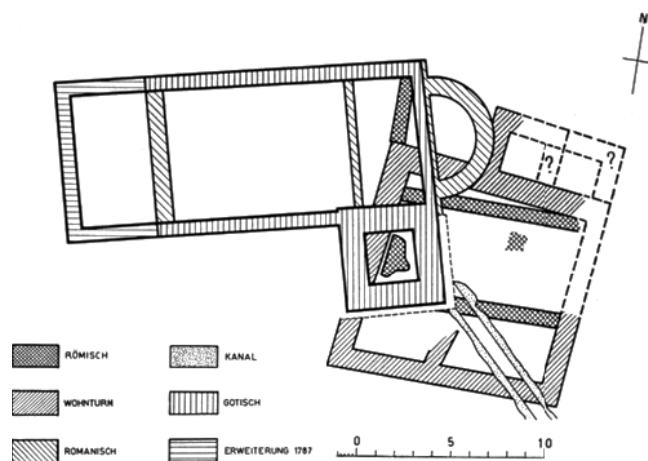


Elsau – Kirche. Rekonstruktionsversuch des Grundrisses des römischen Ökonomiegebäudes.

ein zwei- oder dreiräumiges Ökonomiegebäude gehandelt haben. Die eigentliche «Villa» lag offensichtlich, daraufhin deuten auch sonstwie die topographischen Verhältnisse, höher an dem gegen Norden ansteigenden Hang. – Die Säulentrommelspolie dürfte kaum zu diesem römischen Bau gehört haben; sie könnte vielmehr von einem Monumentalbau in Vitudurum stammen. Römische Kleinfunde waren – infolge der verschiedenen mittelalterlichen Neubauten über den römischen Ruinen – sehr selten. Ausser Leisten- und Rundziegelfragmenten konnten nur wenige einwandfrei römische Keramikscherben gehoben werden: so der Henkel eines Kruges und der Rand einer grautonigen Schale (s. Abb. S. 20).

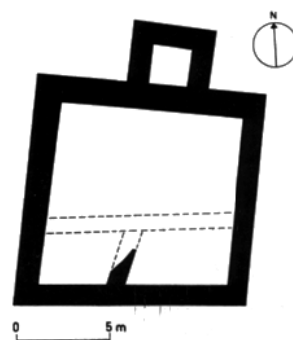
b) Überreste eines hochmittelalterlichen Wohnturmes

Wie erwähnt, stiessen wir bei der Freilegung des Chorraumes auf ein massiges Mauerwerk, welches aus einer Nordwestecke einerseits nach Südosten, andererseits nach Südwesten weiterlief, und zwar südostwärts unter der Ostmauer der Kirche hindurch, südwestwärts dagegen bis an die massiven Fundamente des Kirchturmes heran. Ausserhalb der Kirche konnten wir die zugehörigen Fundamente vor allem östlich



Elsau – Kirche. Baugeschichtliche Untersuchungen 1959: Bauetappenplan 1 : 250.

des Chores, dann im Schnitt II zwischen Kirche und Pfarrhaus und vor allem auch südlich und südöstlich des Kirchturmes erkennen und zum Teil bis unter die westlich des Pfarrhauses und südöstlich des Kirchturmes gelegene, recht ansehnliche Friedhofmauer verfolgen. Beim Bau derselben muss das weiter östlich und südöstlich Liegende entfernt worden sein; jedenfalls fand sich ausserhalb der Friedhofmauer nicht der geringste Rest dieses Mauerwerkes. Soweit ersichtlich, bildeten also die zugehörigen Mauerreste, von denen der im Chor und Turm angeschnittene Teil die grösste Breite aufwies, ein unregelmässiges «Quadrat», das heisst sie müssen von einem mehr oder weniger quadratischen Gebäude stammen. Im Norden bestand offensichtlich einmal ein Anbau, von der Südmauer aus dagegen zweigte im Innern ehemals eine schmalere Mauer nach Norden hin ab. Nehmen wir an, die römischen Mauerfundamente wären für weitere Mauerzüge ausgenützt worden, dürften wir für die Südpartie des Wohnturmes zwei durch Mauern voneinander abgetrennte Räume voraussetzen. Sie müssen teilweise mit «Bsetzi»-Böden ausgestattet gewesen sein, von denen ein



Elsau – Kirche. Grundriss des Wohnturmes mit rekonstruiertem Anbau.

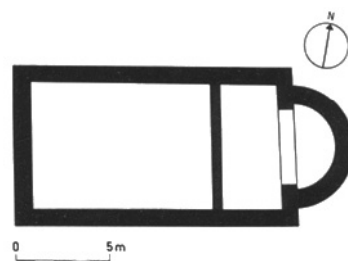
kleiner Rest über dem römischen Terrazzobodenfragment im Schnitt II erhalten blieb. Die Nordwestecke ist etwas breiter als die andern Mauerzüge. Der Grund hierfür mag darin liegen, dass das Gelände sowohl nach Süden als auch nach Osten hier gegen den schon erwähnten einst ansehnlichen Bachgraben – seinerzeit sehr steil abfiel, der Turm also vor allem aus Richtung West und Nord besonders gefährdet war, zumal ja dort auch kein Graben zur Sicherung bestand. – Im Gegensatz zum römischen Mauerwerk waren die Mauern des quadratischen Baues aus grösseren Kieseln und Glazialgesteinen gefügt, und der Mörtel ist gröber als der römische und eher gelblich.

Dieser mehr oder weniger quadratische Bau hatte ein Aussenmass von rund 12,5 auf wohl ebenfalls 12,5 Metern. Der Grundriss legt den Schluss nahe, dass wir in diesen Fundamenten die Überreste eines Wohnturmes zu erkennen haben. Dagegen spricht auch die Mauerdicke von rund einem Meter nicht, weist doch der Wohnturm, das sogenannte «Schloss» in Wiesendangen, gleich starkes Mauerwerk auf. Unser Bau dürfte um die Jahrtausendwende bestanden haben und muss spätestens um 1120, das heisst vor Errichtung der ersten Kirche, zerstört worden sein. Diese Daten machen es sehr wahrscheinlich, dass dieser Bau der Wohnturm der im 11. Jahrhundert in Elsau ansässigen Dienstleute der Grafen von Nellenburg gewesen war. Nach P. Kläui könnte unser Wohnturm ausserdem mit einer «Burg» identisch sein, welche anlässlich des Kriegszuges des Abtes von St. Gallen 1079 gegen die Kyburg zerstört worden ist (MAGZ, Bd. 40, Heft 2/1960, S. 62, Anm. 1).

Die Entdeckung unseres Wohnturmes ist vor allem für die schweizerische Burgenforschung deswegen von grosser Bedeutung, weil erstmals ein so frühes klares Datum für einen derartigen Bau ermittelt werden konnte. In Anlehnung an diese Turmreste war es möglich, im Sommer 1960 die bis dahin nicht deutbaren analogen Baureste unter der Kirche auf dem Kirchbühl bei Sempach als die Überreste eines auf Grund von Urkunden für jene Gegend vorauszusetzenden Meierturmes zu erkennen.



Elsau — Kirche. Die Fundamentreste des Wohnturmes (rechts oben) und der Apsis der romanischen Kirche.



Elsau — Kirche. Grundriss der romanischen Kirche.

c) Die romanische Kirche

Bei den Untersuchungen im Innern der heutigen Kirche fiel – besonders im Ostteil – der grosse Unterschied zwischen dem Fundament und dem Aufgehenden auf. Während das Fundament durchweg aus Kieselsteinen gleichmässig aufgebaut ist, zeigten sich im Aufgehenden auffallend viele gröbere und sehr viele schlecht und recht gehauene Steine. Die Lösung dieses Rätsels brachte das im Zuge der Verfolgung des nordöstlichen Mauerzuges des Wohnturmes zufällig entdeckte Apsisfundament. Es zeigte genau die gleiche Technik wie das Fundament der Nord- und Ostmauer der Chorpartie der heutigen Kirche. Auf Grund dieser Feststellung suchten wir anschliessend im Westteil der Kirche die einstige Westmauer – und fanden sie auch. Zudem war es uns möglich, einen 40 Zentimeter breiten, Nord-Süd verlaufenden Fundamentrest ebenfalls dem frühen Fundament zuzuteilen, auch wenn es nicht gelang, ihn fraglos zu deuten; es dürfte sich aber entweder um das Fundament einer Chorstufe oder vielleicht sogar einer Chorschränkenmauer gehandelt haben. Wie dem aber auch sei: Der Grundriss der romanischen Kirche ist zweifellos gesichert.

Dass diese Kirche nach dem Wohnturm erbaut worden ist, geht aus der eigenartigen Bauweise der Apsis hervor. Deren Fundament wurde aus Bequemlichkeitsgründen an dasjenige der damals schon weitgehend abgetragenen Mauer des Wohnturmanbaues angefügt, was bedingte, dass das Aufgehende teilweise sogar auf das Fundament der abgetragenen Anbaumauer gestellt werden musste. Die gedrungene Apsis spricht eher für Spätzeit innerhalb der romanischen Kirchen mit Apsischor. Auf Grund historischer Zusammenhänge schloss P. Kläui auf die Zeit um 1120; H. Kläui schreibt: «Spätestens um 1250 müsse die Kirche Elsau entstanden sein» (Festschrift Elsau, S. 10). Sie muss von dem Grafen von Toggenburg gestiftet worden sein. 1396 vergabte Graf Donat von Toggenburg den Kirchensatz an das Kloster Rüti, und 1425 wurde diesem die Kirche durch den Papst einverleibt. – Der Friedhof war gemäss damaliger Sitte direkt um die Kirche herum angelegt. Das bewiesen die im Längsschnitt im westlichen Teil der heutigen Kirche entdeckten Skelette sowie die zahlreichen Skelettreste ausserhalb der Apsis.

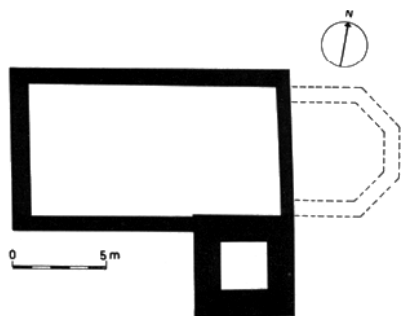
Die romanische Kirche mass 16 Meter in der Länge und

8,5 Meter in der Breite, während die Apsis einen Durchmesser von 6,6 Metern hatte. Die Kirche trug höchstwahrscheinlich einen Dachreiter. Aus der Zeit ihres Bestehens stammen die anlässlich unserer Untersuchungen entdeckten Fragmente von mittelalterlicher Keramik (von Doppelhenkeltöpfen, Tüpfli, Schüsseln usw.), die in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts datiert werden können.

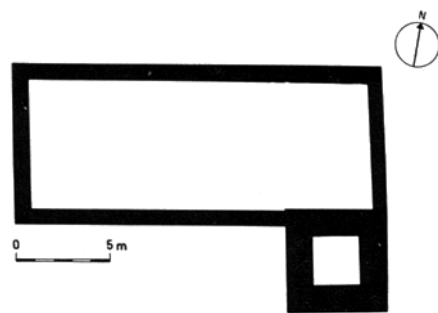
d) Die gotische Kirche

Im Jahre 1493 erhielt Elsau die päpstliche Erlaubnis, eine neue Kirche zu bauen. Um 1510 scheinen Langhaus und Turm («Kilchen und Kilchenthurn gebuwen») erbaut worden zu sein; die Gemeinde ersuchte jedenfalls Abt Felix Klausen in Rüti, den Bau des Chores zu übernehmen. Da dieser aber nur jährliche Beiträge in Aussicht gestellt hatte, verzichtete Elsau darauf, einen dem Zeitgeschmack entsprechenden polygonalen Chor zu errichten (1513). So entschloss man sich, es bei der heute noch stehenden geraden Ostwand bewenden zu lassen. Dass ein grösserer Chor tatsächlich geplant war, zeigten die Fundamentverhältnisse der eben genannten geraden Chorwand: Im Gegensatz zur Nordmauer war hier das romanische Fundament kaum mehr zu erkennen; dafür aber waren im Süd- und Nordteil des Ostwandfundaments rudimentäre Ansätze für den geplanten Chorbogen zu sehen. Diese Partien waren ähnlich konstruiert wie die Fundamente des Turmes, während das Zwischenfeld des Ostwandfundamentes sehr viel unsorgfältiger angelegt worden ist. – In diesen Zusammenhang scheint auch das Fehlen eines Altarfundamentes zu gehören. Offenbar wurde gerade mit Rücksicht auf den geplanten Polygonalchor kein fester Altar erstellt und geweiht, sondern bloss ein Tragaltar benützt, der nach Erbauung des grossen Chorraumes ausser Kraft gesetzt worden wäre.

Der Turm dürfte schon um 1510 die heutige Gestalt gehabt haben. Die ehemaligen gotischen Fenstergewände – ausgenommen die der Schallöcher – wurden leider 1923 durch breitere neue ersetzt. Schon viel früher, wahrscheinlich 1787 wurde ein von der Südostecke des Turmes in südöstlicher Richtung geführter Kanal, den wir 1959 entdeckten, zugeschüttet. Es könnte sich um einen Abzugskanal für das auch



Elsau – Kirche. Grundriss der gotischen Kirche mit dem geplanten polygonalen Chor.



Elsau – Kirche. Grundriss der heutigen, das heisst der gotischen Kirche nach der Erweiterung von 1787.

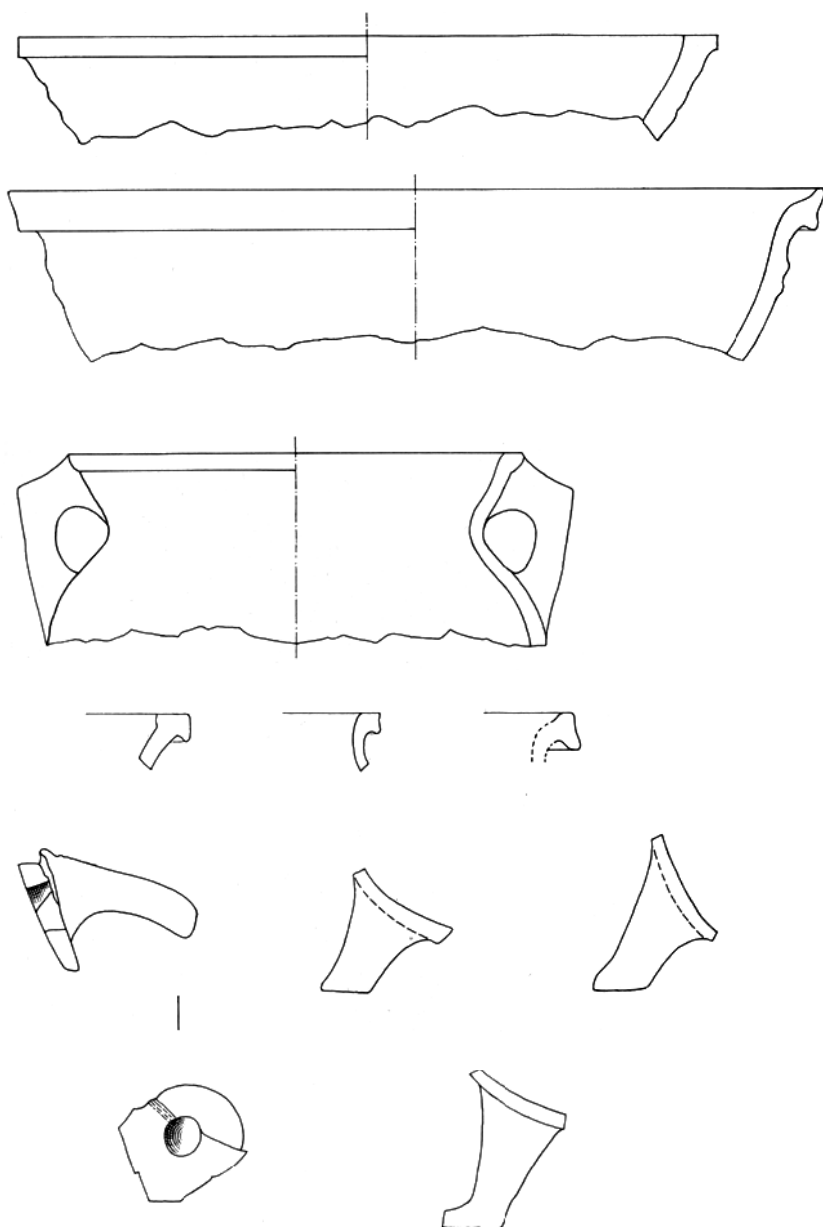
anlässlich der Untersuchungen von 1959 in reichlichem Masse zutage getretene «Bergdruck»-Wasser gehandelt haben, dessetwegen ja in den zwanziger Jahren eine recht ansehnliche Entwässerungsanlage entlang der Nord- und Ostmauer der Kirche gebaut worden ist. Der Boden des Kanals jedenfalls war mit einer mehrere Zentimeter mächtigen Schlammssandschicht bedeckt.

Der Turm war von der Kirche aus durch zwei Türen zugänglich: durch eine Türe im Erdgeschoss erreichte man die Sakristei und durch ein 1,5 Meter höher gelegenes sogenanntes Läutertor das erste Stockwerk, von wo aus man zu Uhr und Glocken weitersteigen konnte. Der Sakristeingang hatte seinerzeit einen Kielbogen. Reste davon wurden 1959 in der Auffüllung von 1787 entdeckt. Nach diesen wurde daher ein neuer gefertigt und an Stelle des Türsturzes von 1787 eingesetzt (vgl. Abb. S. 26).

Im Gegensatz zum romanischen ist das Mauerwerk der gotischen Kirche aus Bruchsteinen (Kiesel, Alpengkalk und Tuff) konstruiert. Die Türgewände und ähnliches bestehen respektive bestanden aus Sandstein. Die gotische Kirche beschrieb den gleichen Grundriss wie die romanische.

e) Gräber und Friedhof

In der Nordhälfte des Chores wurde im Januar 1700 Pfarrer Bartholomäus Anhorn von Hartwies oder Fläsch GR (nach Osten orientiert) bestattet. Die Grabplatte wurde am 29. Mai 1959 entdeckt. Sie trägt am Rand die Beschriftung: «HERR BARTH(OLOMAEUS) (ANHO)RNUS 22 Jahr Pfarer alhier natus den / 16. JENER AO 1616 OBJt / den 6. jullij AO 1700 AETATIS SUAE 85 Jahr.» Analog dazu fanden wir auch in der Südhälfte ein Grab wohl ebenfalls eines Pfarrers und allem Anscheine nach älteren Datums als dasjenige von Pfarrer Anhorn. Wann die in der Mitte des Kirchenschiffs entdeckte Knochendeponie angelegt worden ist, dürfte kaum je auszumachen sein. Es handelt sich zweifellos um ein Sammelgrab für Grabüberreste, die bei einem baulichen Eingriff (1787?) entdeckt und – wohl etwas unsorgfältig – wieder bestattet worden sind: um Knochen von zwei sicher und zwei wahrscheinlich männlichen erwachsenen Menschen sowie um wenige Huftierknochen, was auf ein unsauberes



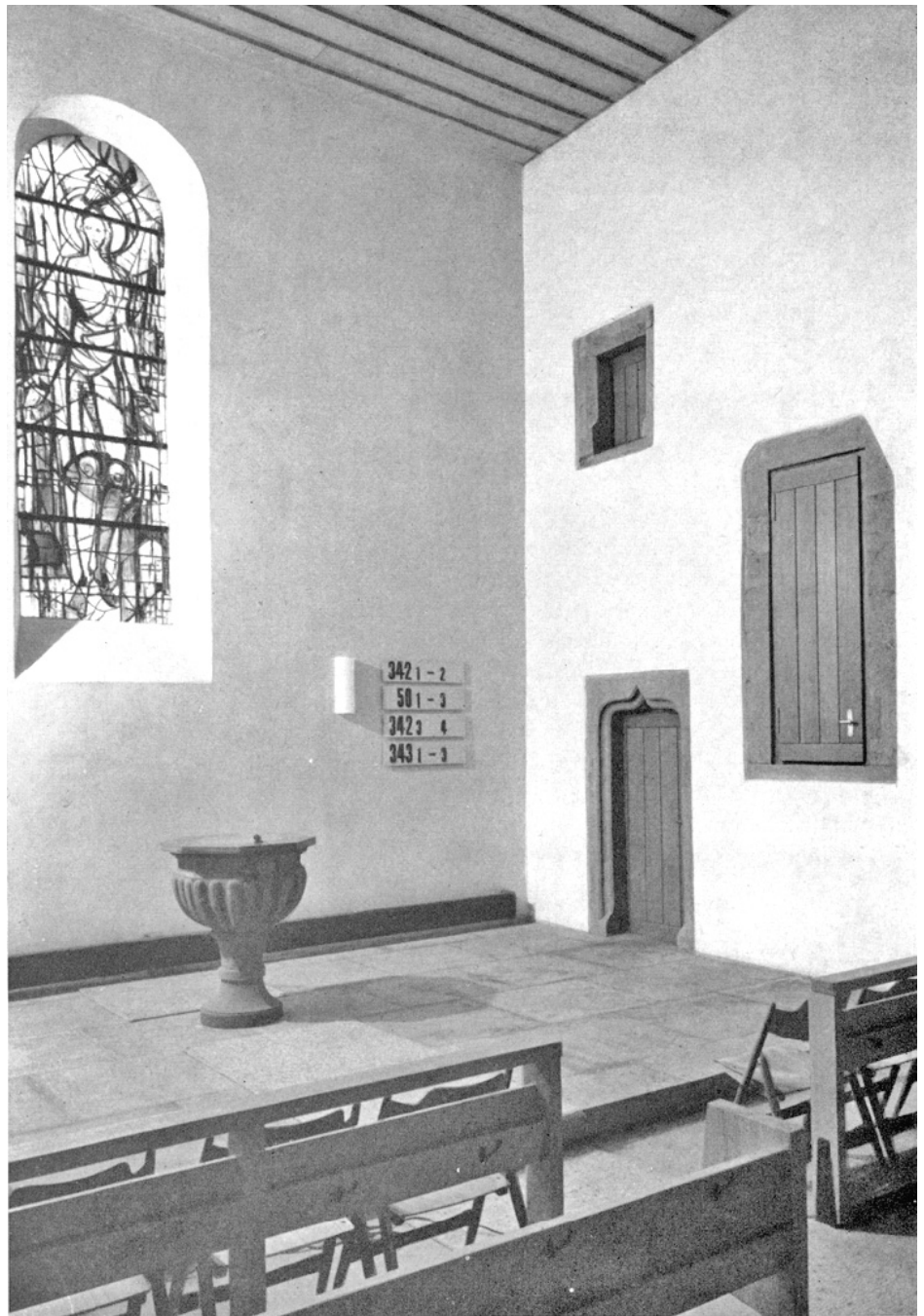
Elsau – Kirche. Profile der anlässlich der baugeschichtlichen Untersuchungen zum Vorschein gekommenen Keramik aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

Zusammenräumen anlässlich eines baulichen Eingriffes schliessen lässt. (Frdl. Mitt. d. Anthrop. Instituts der Universität Zürich, Prof. Dr. A. H. Schultz, Direktor.)

Der Friedhof reichte vor der 1741 erfolgten Erweiterung des Pfarrhauses um die Küchenlänge nach Osten bis an die Westwand der heutigen Stube im Pfarrhaus. 1936 kamen beim Umbau der Küche unter dem Boden Skelette, Überbleibsel des östlichen Friedhofsteiles, zum Vorschein. (Frdl. Mitt. von Pfarrer Möckli.)

f) Die heutige Kirche bis 1959

Im Jahre 1787 wurde die gotische Kirche nach Westen hin um 4,8 Meter verlängert. Zugleich wurde das Bodenniveau um etwa 40 Zentimeter gehoben, der obere Eingang von der Kirche in den Turm (das sogenannte Läutertor) zugemauert, der Kielbogen über der Sakristeitüre entfernt, die Fensterbänke ebenfalls 40 Zentimeter höher versetzt, die Spitzbögen der Fenster in Rundbögen abgeändert, die alte Holzdecke entfernt und durch eine Gipsdecke ersetzt sowie



Elsau – Kirche. Der Chor nach der Renovation 1959/60. In der Südwand rechts die Sakristeitüre mit dem erneuerten Kielbogen, darüber Läuterfenster und rechts Läutertor (als neuer Zugang zum Turm). Links in der Ostwand eines der neuen Fenster von R. Wehrlin.

schliesslich diese und die Wände mit Barockstukkaturen verziert.

1903 erhielt die Kirche einen neuen Boden und 1943 wurde sie einer Aussenrenovation unterzogen. Der kleine, am Westende des Längsschnittes in der Kirche freigelegte Mauerrest stammt vom Fundament für eine frühere Emporenstiege.

2. Die Innenrenovation

Projekt und Bauleitung: Edwin Bosshardt, Architekt BSA/SIA, Winterthur.

Bauzeit: Mai 1959 bis Mai 1960.

Die Renovationsarbeiten beschränkten sich auf das Innere der Kirche und auf das Erdgeschoss im Turm.

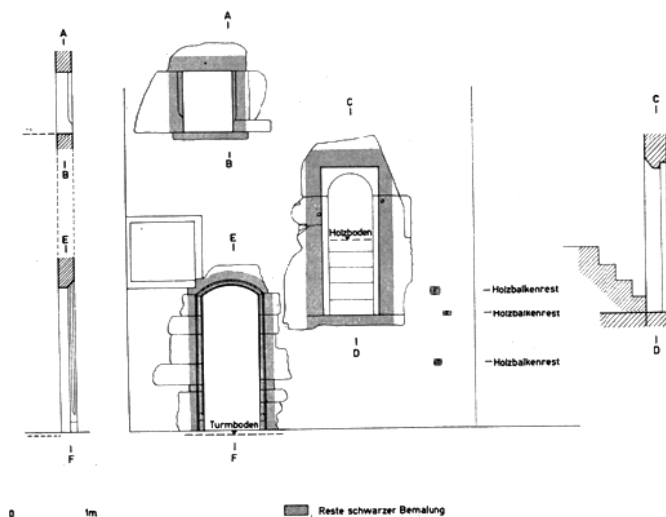


Elsau – Kirche. Fragment eines verzierten Biberschwanzziegels, der bei den Ausgrabungen südöstlich des Turmes zum Vorschein kam. 1/2 natürlicher Grösse.

Denkmalpflegerische Rücksichtnahme bewog den Architekten, den Kirchenboden um 40 Zentimeter tiefer zu verlegen, das Läutertor offen zu halten sowie mit Türe und Klappertreppe zu versehen, den unförmigen Sturz von 1787 über der Sakristeitüre (zum Turm) durch eine Kopie des alten, 1959 in zwei Fragmenten entdeckten Eselsrückens zu ersetzen (siehe dazu oben), die Fensterbänke wieder wie vor 1787 abzuschrägen sowie endlich zwischen eigentlichem Chorraum und Kirchenschiff eine Stufe einzuziehen. Die Bestuhlung wurde gründlich überholt. Die beiden nördlichen Portale von 1787 wurden zugemauert.

Neu sind der Bodenbelag, der Wandverputz (Kalkverputz, abgerieben), die flache Holzdecke, die Kanzel, die schnittige Empore und die prachtvollen Glasgemälde von Robert Wehrlin, Winterthur. Sie stellen die folgenden Themen dar: «Schöpfung», «Taufe (Christi)», «Kreuzigung», «Auferstehung», «Pfingsten», «Himmliches Jerusalem».

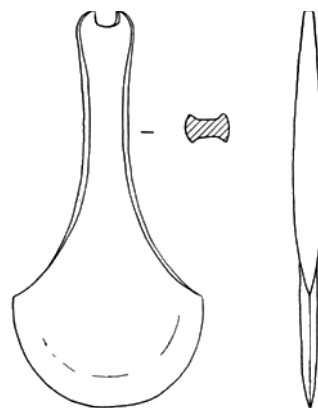
Im Zuge dieser Neugestaltung wurde über dem Südportal, nun einziger Zugang zur Kirche, ein einfaches Pultdach angebracht.



Elsau – Kirche. Südwand des Chores mit den alten Öffnungen und der Sakristeitüre mit dem 1787 eingefügten Stichbogen.

Literatur: *Zur Geschichte* vgl. H. Kläui, Geschichtliches zu den Ausgrabungen in der Kirche Elsau, in: Der Landbote vom 10. und 12. August 1960; ders., Die Ausgrabungen in der Kirche Elsau im Lichte der mittelalterlichen Geschichte, in: Neues Winterthurer Tagblatt vom 22./24. August 1959; ders., Die Elsauer Kirchengeschichte von den Anfängen bis zur Reformation, in: Festschrift zur Innenrenovation der Kirche Elsau, 1960, S. 7 ff. *Zum Wohnturm* vgl. P. Kläui, Hochmittelalterliche Adelsherrschaften im Zürichgau, in: MAGZ, Bd. 40 / Heft 2, 1960, S. 62; W. Drack, Ein hochmittelalterlicher Wohnturm in Elsau bei Winterthur ZH, in: NBV, XXXIII. Jg. 1960, S. 21; R. Bosch, Ein früher Meierturm in Kirchbühl bei Sempach, in: NBV, XXXIII. Jg. 1960, S. 37 f. Zur Keramik vgl. bes. K. Heid, Die Burgruine Schönenwerd bei Dietikon, Dietikon 1937, bes. S. 23 ff.; *Zum Läutertor* vgl. R. Bosch, Was man bei Kirchenrenovationen entdecken kann, Aarau 1958, S. 12 ff.

Aufbewahrungsort: Archäologische Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich; anthropologische Funde: Anthropologisches Institut der Universität Zürich.



Erlenbach – Frühbronzezeitliches Randleistenbeil von Winkel, Nähe Strandbad. 1/3 natürlicher Grösse.

ERLENBACH (Bez. Meilen)

WINKEL (STRANDBAD)

Fund einer frühbronzezeitlichen Randleistenaxt

Im August 1957 fand der Primarschüler Kurt Käch etwa 40 Meter ausserhalb der Nordwestecke der Strandbadplattform in etwa 3,5 Meter Tiefe auf dem Seegrund ein Bronzebeil, welches zur Gruppe der frühbronzezeitlichen Randleistenäxte gehört (Koord. 687500/239150). Dieses erste frühbronzezeitliche Objekt aus der Gemeinde Erlenbach kam durch Vermittlung von Lehrer E. Hausmann in den Besitz des Kantons.

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

GREIFENSEE (Bez. Uster)

EHEMALIGE STADTBESTÄRKUNG

1 Die eigentliche (innere) Ringmauer

a) Bisherige Forschungsergebnisse (vgl. Beilage 1, 9)

Im Jahre 1947 wurde anlässlich von Kanalisationsarbeiten in der Strasse zum Schlossplatz zwischen dem Friedhof und der sogenannten «Alten Krone» (heute Diakonenhaus) der Stadtgraben festgestellt. Er ward dort im anstehenden Molassefels angelegt und misst bei fast senkrechten Wänden 6 Meter in der Breite und 2,60 bis 2,80 Meter in der Tiefe. «Die Felsoberfläche liegt dort, wie auf dem Schlossplatz selbst, nur wenige Zentimeter unter dem heutigen Strassen- und Platzniveau. Vermutlich ist man hier auf einen alten Stadteingang gestossen, denn der Graben muss an dieser Stelle überbrückt gewesen sein, was aus dem Fund einer alten Holzschwelle hervorgeht» (H. Leuzinger, S. 210). Dieser Befund erhärtete die alte Annahme, die Fundamente der Aussenmauern der nordöstlichen Häuserzeile (nordwestlich der Kirche) seien mit den Fundamenten der Ringmauer identisch – was übrigens dann 1959 durch unsere neuen Sondierungen auch einwandfrei bestätigt worden ist (siehe unten).

Die im Zusammenhang mit der Aussenrestauration des Schlosses in den Jahren 1948 bis 1953 ausserhalb desselben von Architekt H. Leuzinger durchgeführten archäologischen Untersuchungen brachten neues Licht in die Situation östlich des Schlosses (D, E). Leider konnten die Ausgrabungsflächen nicht gegen die «Alte Krone» hin ausgeweitet werden, so dass noch ein recht grosses Gebiet zwischen diesem Bau und dem Schloss unerforscht ist. Immerhin wurde damals soviel klar, dass die Ringmauer entsprechend unserem Plan östlich und südöstlich des Schlosses gegen die Schloss-Scheune (den ehemaligen Palas?) hin weitergezogen worden war.

Bei Arbeiten westlich des Pfarrhauses im Jahre 1950 stiess man bei Punkt K auf ein 1,60 Meter breites Mauerfundament, dessen ehemaliger Zweck noch unbekannt ist.

b) Die Untersuchungen von 1959 (vgl. Beilage 1, 10–12)

Anlässlich der Aushubarbeiten für das neue Schulhaus (F) konnten die Fundamente des Südostabschnittes der Ringmauer auf eine Strecke von etwa 13 Metern freigelegt und in einem Profil die Situation westlich des alten Schulhauses festgehalten werden (Nordostwand der Baugrube): Die Oberfläche des Molassefelsens liegt zwischen Laufmeter 0 und 1 rund 1,90 Meter tief unter dem heutigen Terrain. Zwischen Laufmeter 1 und 2 steht die Ringmauer auf dem Fels. Das Fundament ist 1,30 Meter breit und noch 1,10 Meter hoch erhalten. Ab Laufmeter 2 senkt sich der Fels langsam südostwärts bis auf 3,30 Meter unter Terrain (zwi-

schen Laufmeter 4 und 5), von wo ab die horizontale Sohle des Stadtgrabens beginnt. Leider konnte die Breite des Grabens wegen des nahen Gartens nicht gefasst werden. Das Auffüllmaterial bestand (von unten nach oben) aus Faulschlamm, humos-schlammigen, mit Steinen und Holzresten durchsetzten Schichten usw. In den aus diesem Durcheinander gebildeten «Baugrund» wurde in der Neuzeit eine Jauchegrube gestellt, die zu einem nordwestlich anschliessenden Bau gehört haben dürfte, der 1861 einer Feuersbrunst zum Opfer gefallen ist. Jedenfalls war die Jauchegrube mit Brandschutt aufgefüllt. Darüber liegen humossteinige Schichten und moderne erdige Auffüllungen, auf die endlich der mit einer Schotterunterlage versehene Kiesbelag des Schulhausplatzes erstellt worden ist.

Einfacher liegen die Verhältnisse bei den Punkten G und H nordwestlich der Kirche, wo wir im Gefolge der Untersuchungen in der Baugrube für das neue Schulhaus zwei Schnitte anlegten. Die beiden Profile sind so deutlich, dass sich eine nähere Beschreibung erübrigt. Es sei nur der Klarheit wegen erwähnt, dass die Fundamentsteine der seinerzeit geschleiften Stadtmauer mit sichtlichem Eifer gesammelt wurden, ansonst der Mauerrest im einen Schnitt nicht bloss nur noch zur Hälfte erhalten geblieben wäre. Zudem scheint der Graben nicht überall direkt am Mauerfuss angesetzt zu haben, was aus dem Profil H erhellt.

2. Die äussere Mauer

H. Schneider vom Schweizerischen Landesmuseum schreibt, dass die Befestigung des Städtchens Greifensee aus einer festen Ringmauer, einem mächtigen Graben und einem diesem vorgelagerten Wall sowie endlich aus «einem Vorwerk bestand, welches die Stadt in einem Abstand von etwa 100 Metern auf der Landseite vollständig umgab» (ZAK, Bd. 15, 1954/55, S. 119), und «dass die beiden Bachläufe – der Werrikerbach, das heisst der frühere Mühlebach und ein von diesem abgezwigter Kanal – dieser Mauerung entlang geführt worden sind und nur ein Teil des Rinnsals in den eigentlichen Burggraben abgezweigt war» (Tages-Anzeiger vom 8. Juli 1954).

Im Zusammenhang mit der Schlossrestaurierung von 1948 bis 1953 und mit der 1954 durchgeführten Korrektur des Werrikerbaches wurde die äussere Stadtmauer erstmals an den Punkten A, B und C gefasst. Sie misst 1,20 Meter in der Breite und besteht wie die Ringmauer aus mit Weisskalk stark gemörtelten Sandsteinbrocken. Lehrer Emil Jucker in Greifensee konnte diesen Mauerzug noch an einigen Stellen südöstlich des Städtchens fassen (zum Beispiel bei C'). Leider war es ihm nicht möglich, die Mauer bei Punkt J zu fassen, so dass wir über den dortigen Verlauf nicht orientiert sind. Es wäre aber dringend nötig, in der dortigen Gegend und auch südlich und südwestlich des Schlosses neue Sondierungen durchzuführen, damit der

Verlauf der äusseren Mauer so gut als möglich auf dem Plan fixiert werden könnte.

An Funden wurden bloss Rundziegel- und neuzeitliche Keramikfragmente gehoben.

Literatur: H. Leuzinger, Das Schloss Greifensee. Archäologische Untersuchungen und Aussenrestauration 1948–1953, in: ZAK, Bd. 16, 1956, S. 207 ff.; H. Schneider (sub: Nachrichten), Greifensee/Stadtmauer, in: ZAK, Bd. 15, 1954/55, S. 118 f.; vgl. auch den Stich von Hegi von 1810.

STOREN UND FURREN

Neolithische Strandsiedlungen

Anlässlich des tiefen Wasserstandes im Herbst 1959 sammelte und reinigte Fritz Hürlimann, Lehrer in Seegräben, im Verein mit seinem Bruder, Adolf Hürlimann, Buchdrucker in Zürich, nach vorheriger Mitteilung an die kantonale Denkmalpflege gegen 100 Mahlsteine, die infolge der starken Verschmutzung des Greifensees über und über mit Algen bedeckt waren.

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, und Schulhaus Seegräben.

HOMBRECHTIKON (Bez. Meilen)

REFORMIERTE KIRCHE

Hombrechtikon war bis tief ins Mittelalter hinein nach der Ufenau pfarrgenössig. 1308 wird erstmals eine Kapelle zum heiligen Nikolaus erwähnt. Sie soll noch in Lutikon (?) gestanden haben. Um 1513–1524 muss das Langhaus der gotischen Kirche nach Süden und Westen vergrössert, der alte Chor durch einen neuen ersetzt und der Turm erstellt

worden sein. In den Jahren 1758/59 erbaute Jakob Grubemann aus Teufen an Stelle der alten baufälligen Kirche die heutige Spätbarockkirche. Diese konnte nun dank der Mithilfe von Bund und Kanton in den Jahren 1959 und 1960 einer durchgreifenden Gesamtrestauration unterzogen werden.

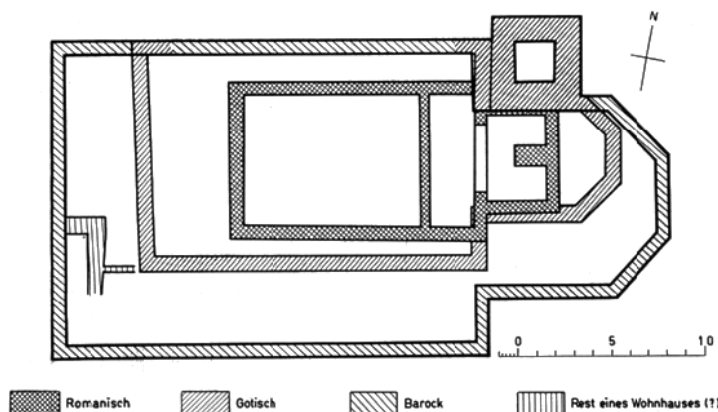
Literatur: *Zur Geschichte* vgl. A. Nüscheler, Die Gotteshäuser der Schweiz, Bisthum Konstanz, II. Abt. A. D. Zürichgau, Zürich 1873, S. 416 f.; K. L. Schuster, Beiträge zur Geschichte der Kirche und Pfarrgemeinde Hombrechtikon. Eine Festgabe zur hundertjährigen Kirchweihfeier am 23. September 1859. Stäfa (1859); O. Ringholz, Geschichte des fürstlichen Benediktinerstiftes U. L. F. von Einsiedeln, ebenda. 1905; H. Bühler, Geschichte der Kirchgemeinde Hombrechtikon. Stäfa (1938). *Zur Kirche* vgl. Kdm. Kt. Zürich, Bd. II, Basel 1943, S. 354 ff.

1. Die Untersuchungen zur Baugeschichte (vgl. Beilage 3)

Als das Kircheninnere anfangs Oktober 1959 für die Restaurierungsarbeiten freigegeben wurde, führte die kantonale Denkmalpflege angesichts der spärlichen Anhaltspunkte zur Baugeschichte der früheren Kirchen sogleich Sondierungen im Chore durch, die nach wenigen Stunden zur Entdeckung von alten Mauerzügen führten. Dadurch ermuntert, wurden ausgedehnte Ausgrabungen unternommen, in deren Verlauf die Reste zweier abgetragener Kirchen zum Vorschein gekommen sind. Es hat sich auch gezeigt, dass die im Chor liegenden archäologischen Überreste schon früher einmal freigelegt worden waren, zumindest im Jahre 1912, als anlässlich des Einbaues der neuen Orgel der ganze Unterbau im Chor erneuert wurde. Leider wurden aber damals keine Notizen gemacht, so dass die Untersuchungen von 1959 völlig neue Entdeckungen zutage förderten.

Infolge der Arbeiten von 1912 hatten wir 1959 grossenteils nur den als Unterbau für den ausgedehnten Betonboden des Chores eingefüllten und mit Bauschutt durchsetzten Schotter wegzuschaffen, um zu den alten Bauresten vorzudringen. Im Langhaus überlagerte ohnedies nur eine sehr

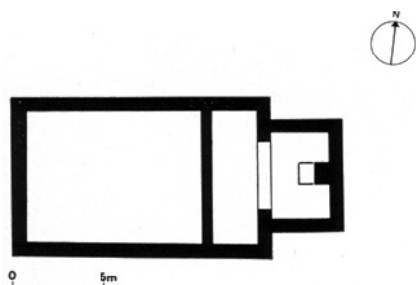
Hombrechtikon – Reformierte Kirche. Baugeschichtliche Untersuchungen 1959: Bautappenplan 1 : 250.



dünne Planierungsschicht aus Bauschutt und ähnlichem die dortigen Mauerreste. Östlich, westlich und südlich der Fundamentzüge des ersten Baues dehnte sich eine ansehnliche, manchenorts bis 80 Zentimeter mächtige Schicht aus Friedhoferde mit grossenteils noch in situ liegenden Skeletten aus.

a) Die romanische Kapelle

Wie eingangs erwähnt, stand nach der örtlichen Überlieferung die erste Kapelle um 1308 in Lutikon. Wenn nicht alle Zeichen trügen, muss diese Lokaltradition korrigiert werden. Denn unsere Arbeiten führten zur Entdeckung von Mauerresten, die von einer Kapelle oder kleinen Kirche stammen müssen, und die ohne Zweifel in jene Zeit zurückreichen. Hierzu gehören die West-Ost und Nord-Süd orientierten, 80 Zentimeter breiten Mauerzüge im Chor sowie die Reste der (nördlicheren) Südmauer, der (östlicheren) Westmauer, der zwischen den beiden Stufenpartien der



Hombrechtikon – Reformierte Kirche. Grundriss der romanischen Kapelle.

heutigen Kirche liegende Stumpf einer 60 Zentimeter breiten Chorschrankenmauer sowie endlich das im vorskizzierten rechteckigen Chor liegende Fundament eines Altars und der Altarstufen. Der Chor war gegen das Langhaus hin durch einen Chorbogen abgetrennt. Davon ist noch der südliche Einzug erhalten geblieben. Die Reste der alten Nordmauer des romanischen Langhauses stecken zweifellos unter der Nordmauer der heutigen Kirche. Soweit es sich feststellen liess, bestehen die Fundamentüberreste aus grösseren und kleineren Kieseln und Kalksteinen, die mit Kalkmörtel gebunden wurden. Nur am Einzug zwischen Chor und Langhaus konnte Tuff als Baustein beobachtet werden. Die Fundamente wurden durchweg auf den anstehenden Mergelfels gestellt.

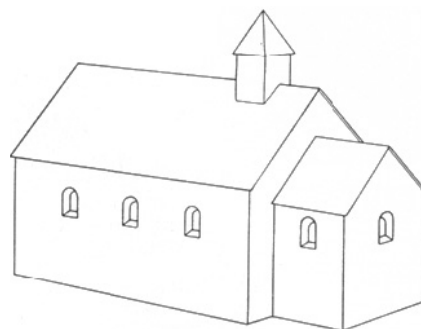
Die Ausmasse dieser Kapelle hielten sich in folgendem Rahmen:

Langhaus: 14 Meter lang und 8,5 Meter breit

Chor: 4,5 Meter tief und 6 Meter breit (Aussenmasse)

Dieses kleine Gotteshaus hatte keinen Turm, wohl aber

höchst wahrscheinlich einen Dachreiter. Es scheint, dass dieser Bau identisch ist mit der schon für 1308 urkundlich belegten St. Nikolauskapelle.

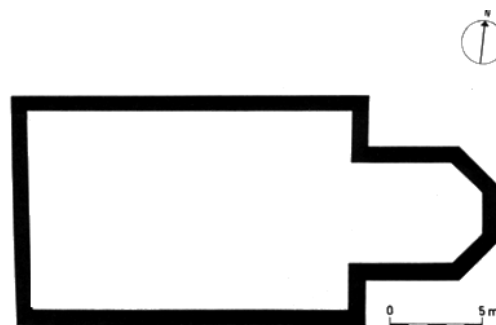


Hombrechtikon – Reformierte Kirche. Rekonstruktionsversuch der romanischen Kapelle.

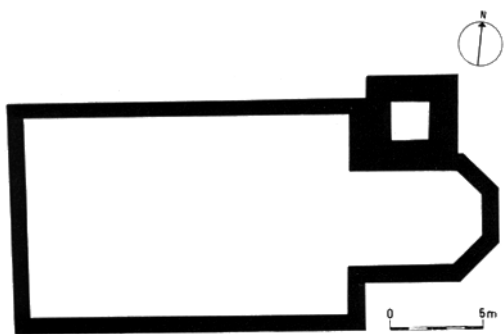
b) Die spätgotische Kirche

1492 bewilligte Papst Alexander VI. die Einverleibung der Leute von Langenriet, Erniswil, Schlatt, Im Tal und Uf der Rüti in die Pfarrgemeinde Hombrechtikon. Durch diesen Bevölkerungszuwachs sah sich die Pfarrei Hombrechtikon gezwungen, die Kirche zu vergrössern (Bühler, S. 31 f.). Allem Anscheine nach zog sich das Vorhaben über einige Jahrzehnte hin. Es scheint, dass zuerst das Langhaus um 1513 an Stelle des kleineren romanischen erbaut worden ist. Einige Jahre danach muss der Chorbau hochgeführt worden sein, wobei entweder der Altar der romanischen Kirche beibehalten oder möglicherweise ein Tragaltar weiter östlich platziert worden ist. So dürfte die Kirche einige Jahre gestanden haben, als sich die Hombrechtiker an den Turmbau wagten. Im Jahre 1524 endlich dürfte das Werk vollendet gewesen sein. Gleichzeitig ward ein neues Pfarrhaus erstellt.

Die Mauern dieser gotischen Kirche sind im Gegensatz zu jenen der romanischen fast durchweg aus grösseren und kleineren Brocken des in der Gegend von Hombrechtikon



Hombrechtikon – Reformierte Kirche. Grundriss der gotischen Kirche vor dem Turmbau.



Hombrechtikon – Reformierte Kirche. Grundriss der gotischen Kirche nach dem Turmbau.

anstehenden sogenannten «Wetterkalkes» konstruiert. Vor allem für die Eckpartien wurden riesige Quader verwendet, wie das noch im steingerechten Plan deutlich zum Ausdruck kommt. Auch diese Mauerfundamente wurden wie die romanischen überall auf den anstehenden Mergelfels gestellt. Nach Ausweis einiger Wandverputzfragmente war diese gotische Kirche bunt ausgemalt.

Der Turm wurde als letzter Bauteil der spätgotischen Kirche spätestens 1524 in die Ecke östlich des Langhauses und nördlich des Chores gestellt. Er ist bis auf die Käsbiße praktisch erhalten geblieben. Im Parterre findet sich nach wie vor die Sakristei mit Resten des Tonplattenbodens und – leider nur mehr geringsten Spuren einer ehemaligen Ausmalung, wie ein Freilegungsversuch derselben zeigte. Von den einstigen Schallöchern sind noch Rudimente erhalten geblieben, vor allem in der Südmauer. Auf Grund dieser Reste wurden auf den übrigen drei Seiten des Turmes die Umrisszeichnungen der gotischen Schallöcher gut sichtbar



Hombrechtikon – Reformierte Kirche. Die freigelegten Fundamentreste der romanischen und gotischen Choranlagen, im Vordergrund des romanischen Altares.

in den neuen Verputz eingekratzt. Der spätgotische Turm trug eine Käsbiße, die auf der Gygerschen Kantonskarte von 1667 festgehalten ist.

Die Aussenmasse dieser gotischen Kirche waren:

Langhaus: 19 Meter lang und 12,5 Meter breit,

Chor: 8 Meter tief und 7 Meter breit,

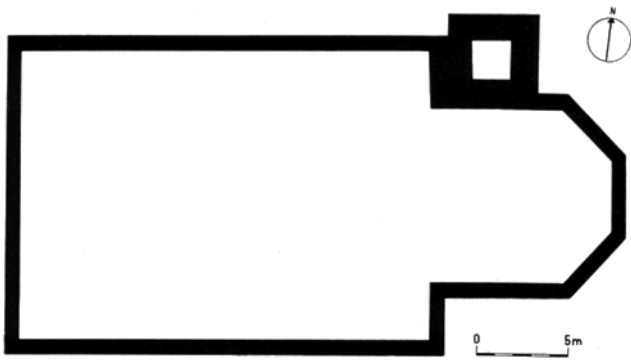
Turm: 4,8 × 4,8 Meter und etwa 20 Meter hoch.

c) *Renovationen und Umbauten*

Nach K. L. Schuster (S. 22) wurde 1664 an der Kirche gebaut. Es kann sich indes nicht um einen dritten Kirchenbau gehandelt haben. Vielmehr wurden bloss Umbauten vorgenommen. So sind die Fenster vergrössert und bei der Empore zwei Rundfenster eingebaut worden. 1676 und 1730 wurden die Zifferblätter am Turm erneuert. 1730 wurde zudem, einer seit 1676 geübten Tradition folgend, unterhalb der Zifferblätter als Pendant zum Gemeindewappen das auf der Südseite heute noch erhaltene Wappen des damals im Amte stehenden Pfarrers J. H. Waser angebracht.



Hombrechtikon – Reformierte Kirche. Baureste eines profanen Gebäudes westlich der gotischen Kirche.



Hombrechtikon – Reformierte Kirche. Grundriss der heutigen Kirche mit dem gotischen Turm.

d) Weitere Baureste

Westlich der Südwestecke der Mauerfundamente der spätgotischen Kirche und mit dieser durch ein 40 Zentimeter breites Mäuerchen verbunden, fanden wir Überreste von rechtwinklig verlaufenden, 1 Meter breiten Mauerfundamenten sowie vier Stufen einer 1,05 Meter breiten Treppe, die auf einen mit Ziegelschrott gemischten Mörtelboden hinunterführt. Mangels anderer Deutungen möchten wir diesen Baurest für Überbleibsel des im 16. Jahrhundert erbauten Pfarrhauses (?) halten. Dieser Bau, nach Erstellung des heutigen Pfarrhauses möglicherweise das Sigristenhaus, wurde zusammen mit der Kirche, aber ohne den Turm, 1758 abgerissen, um für die neue Kirche Platz zu gewinnen.

Die Kleinfunde sind leider nicht sehr zahlreich. Sie beschränken sich auf wenige Fragmente von bemaltem Wandverputz, zwei kleine Masswerkstücke aus der gotischen Kirche sowie auf Scherben von vier weiten Becken aus einer Art Steingut mit reicher bunter Bemalung. Diese Keramikscherben lagen über der Friedhoferde hart an der südöstlichen Schrägmauer des gotischen Polygonalchores des 16. Jahrhunderts, stammen indes aus der Zeit der Erbauung der heutigen Kirche. Ausserdem kam in der Auffüllung des Schiffes ein Zürcher Schilling von 1730 zum Vorschein, der ebenfalls in die Zeit des Grubenmannschen Kirchenbaues verwiesen werden muss.

Aufbewahrungsort der Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

2. Die Aussen- und Innenrestaurierung 1959/60

Projekt und Bauleitung: Hans & Jost Meier, Architekten SIA, Wetzikon.

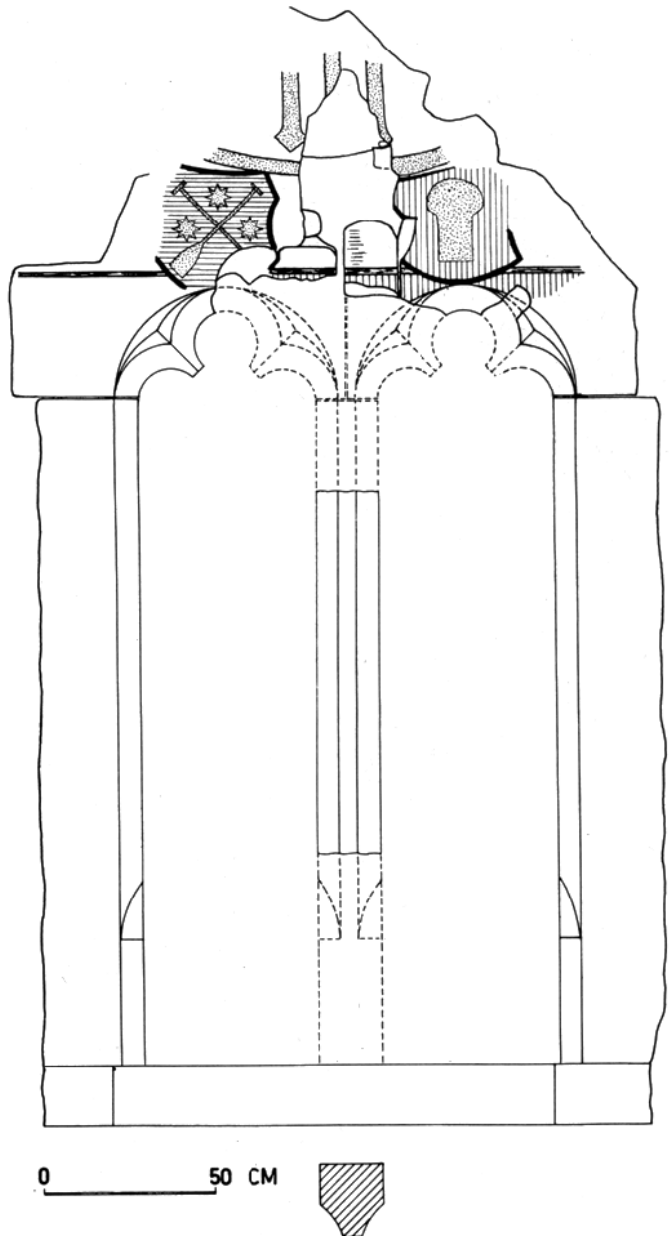
Experte d. EKD: alt Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Architekt ETH, Zürich.

Bauzeit: Juli 1959 bis Juni 1960.

Die im Laufe der Zeit durch verschiedene unsachgemäss durchgeführte Eingriffe in ihrem ursprünglichen Charakter

beeinträchtigte, 1758 vom berühmten Baumeister Jakob Grubenmann (1694–1758) erbaute Barockkirche wurde 1959 nach jahrelanger Vorbereitung einer gründlichen Restaurierung unterzogen.

Die Aussenseite erhielt einen vollständig neuen Verputz. Die Sandsteineckquader sind zum Teil erneuert, zum Teil – so vor allem am Chor – überarbeitet worden. Die durch einen zeitgenössischen Stich und durch verschiedene erhaltene Reste belegte Bemalung dieser Eckquader wurde in der



Hombrechtikon – Reformierte Kirche. Reste des einen der vier gotischen Schalllöcher, auf der Südseite des Turmes. Darüber in Malerei die Wappen Waser (links) und Hombrechtikon (rechts) sowie die römische Zahl VI eines Zifferblattes (Zahlenring).



Hombrechtikon – Reformierte Kirche. Das Innere nach der Restaurierung 1959/60. Blick gegen Westen.

alten Manier wiederhergestellt. Dadurch konnten die unregelmässig zugehauenen Sandsteine durch Übermalung der angrenzenden Putzpartien zu einer geometrisch regelmässigen Quadrierung ergänzt werden. Zudem wurde das ganze Kirchendach umgedeckt, mit alten Ziegeln ergänzt, sämtliches Holzwerk imprägniert und der Windenboden erneuert.

Im Zuge dieser Arbeiten entfernte man auch die Kunststeinquader in den unteren Partien des Turmes, den unschönen Kamin und den hässlichen Heizungsanbau, die rotgestrichenen Blechdächer der beiden Seitenportal-Vordächer aber rüstete man mit Lärchenschindeln aus. Entsprechend wurden die maschinenfabrizierten Ziegel des Vordaches über dem Hauptportal durch handgemachte ersetzt.

Am Turm kamen nach Abschlagen des bisherigen Verputzes die spätgotischen Schallöcher und wenig darüber der einstige Abschluss des alten Mauerwerkes zum Vorschein. Die Schallöffnungen wie die alte Mauerhöhe wurden in den neuen Verputz eingeritzt. Am Sturzstein des untersten Turmfensterchens wurden Ornamente entdeckt, freigelegt und ausgespart. An Stelle des früheren schwarzen Zahlenringes wurden neue Zifferblätter in den traditionellen Farben blau-schwarz-gold montiert, in den Schallöchern die alten

zierlichen Brüstungsgitter freigelegt und die Abfallrohre durch Wasserspeier ersetzt.

Auf der Südseite des Schiffes waren von der alten Sonnenuhr nur mehr geringste Spuren erhalten, die keine einwandfreie Rekonstruktion gestatteten. So hat Kunstmaler Fritz Braun von Ötwil am See eine neue Sonnenuhr geschaffen.

Das Innere strahlt wieder im alten leuchtenden Weiss. Sämtliche Stukkaturen wurden überprüft, wo nötig ausgebessert oder ergänzt und weiss gestrichen. Einzig die hebräische Inschrift «Jahve» im Chorgewölbe hob man durch Farbe hervor, aber nicht mehr schwarz, sondern golden.

Anerkennenswerterweise bestimmte die Kirchgemeinde als neuen Standort der Orgel die Empore. Damit konnte der Chor ausgeräumt und neu gestaltet werden. Der neue Boden, mit beigen Zürcher Tonplatten neu belegt, steigt heute stufenförmig an. Er ermöglichte eine angenehme Anordnung der Bestuhlung. So konnten unter anderm längs den Wänden die alten Emporenbänke plziert und mit Rückentäfer versehen werden. Die Wände des Chores aber wurden mit Schallschluckputz belegt.

Im Schiff ist die für die Kirche Hombrechtikon charakteristische, lebendige Differenzierung der Bestuhlung in bezug auf Typen, Stufung usw. unter sorgfältiger Anpassung an

die neuen Verhältnisse beibehalten worden. Die alten Bänke frischte man sorgfältig auf, neigte sie leicht rückwärts, verbreiterte ihre Sitzfläche, vergrösserte die Abstände. Entsprechend sind die neuen Bänke den alten «Doggen» angepasst und unter den Bänken eichene Parkettriemen eingezogen worden. An der Nordwand brachte man ein neues Tannenholztäfer an, die Gänge aber legte man mit beigen Zürcher Tonplatten aus.

Die einschneidendste Veränderung bildet die neue Empore. Da die alte Steilempore weder für die Orgel noch den Chor genügend Platz bot, musste sie ausgebaut werden. Die neue Empore, eine freiliegende, nur auf den Aussenmauern und auf dem Windfang ruhende Eisenbetonkonstruktion, passt sich mit der geschwungenen Brüstung und der leicht gewölbten Untersicht angenehm in den schlichten Barockraum ein. Der vorhandene Orgelprospekt von 1912 mit der gefälligen Schnitzarbeit wurde den neuen Gegebenheiten angepasst. Bisher dunkel nussbaumfarbig maseriert, erhielt er nun einen hellgrauen Anstrich, nur mit einigen Akzenten aus Blattgold gehöht.

Die bisherige elektrische Beleuchtung mittels Armleuchter wurde durch schlanke Pendelgruppen ersetzt und für die Erwärmung des Raumes die Warmwasserheizung beibehalten, diese aber neu angeordnet. Im Zusammenhang damit isolierte man die Decke mit Steinwollmatte. Gleichzeitig mit der Restaurierung der Kirche wurde auch deren Umgebung modernisiert: so wurden ein neues Leichenhaus und unter dem neuen Vorplatz neben der Heizung ein neues Toilettengebäude erstellt sowie die bisherige Einfriedung entlang der Straße entfernt. Dadurch wurde die Kirche von der bisherigen Einengung gelöst. Sie steht nun frei zwischen der Pfarrliegenschaft und der westlich anschliessenden Häuserzeile und ist wieder der dominierende Kernbau des dortigen Dorfteiles.

Literatur: Vgl. auch H. Kläui, Die Renovation der Kirche Hombrechtikon, in: Zürcher Chronik, 1960, S. 26 ff.

KAPPEL AM ALBIS (Bez. Affoltern)

EHEMALIGE KLOSTERKIRCHE

Die in den Jahren 1956 bis 1959 durchgeführte Innenrestaurierung der ehemaligen Klosterkirche Kappel am Albis darf als Abschluss einer umfassenden, in mehreren Etappen durchgeführten Restaurierung angesprochen werden.

Die erste Restaurierungsetappe im modernen Sinne wurde schon 1876 durchgeführt. Leider handelte es sich um eine ziemlich oberflächliche Arbeit. Deshalb wurde 1896 unter der Leitung von Kantonsbaumeister H. Fietz, dem als Berater J. R. Rahn und J. Zemp zur Seite standen, eine weitere Etappe an die Hand genommen. Sie zog sich über viele

Jahre, ja Jahrzehnte hin. Im Jahre 1931 konnte dann die Jahrhundertfeier der zweiten Schlacht von Kappel in der restaurierten Kirche durchgeführt werden: Das Langhaus war bis dahin aussen total und innen teilweise in Ordnung gebracht worden.

Im Zuge dieser vorläufigen Innenrestaurierung machten die Bauleute eine recht unliebsame Entdeckung. An verschiedenen Stellen klafften zwischen der Ostfassade und den Gewölben Fugen. Genauere Untersuchungen zeigten, dass sich die Ostfassade langsam senkte. Um diesem Umstand zu steuern, musste sie mit grossem Aufwand unterfangen werden, bei welcher Gelegenheit die Fassade 1939/40 gleich auch restauriert wurde.

In der Folge zeigte es sich, dass die bisherigen Erneuerungsarbeiten den modernen Grundsätzen der Denkmalpflege nicht ganz genügen konnten. Deshalb bewilligte der Kantonsrat am 21. November 1955 einen Kredit von 350 000 Franken für die eben zu Ende geführte durchgreifende Innenrestaurierung. Im Zuge dieser letzten Innenrestaurierung wurden als dringlichstes sämtliche Mauern und Pfeiler der Kirche gegen Feuchtigkeit isoliert sowie das Bodenniveau auf dasjenige des Mörtelbodens des 13./14. Jahrhunderts abgesenkt. (Ein Originalstück dieses alten Bodens ist übrigens im südlichen Querschiff bei der dortigen Treppe sichtbar gelassen.) Dadurch konnte der grossenteils morsche Bretterboden entfernt und der Baugrund soweit als möglich abgeklärt werden.

1. Die Untersuchungen zur Baugeschichte

Mit der Durchführung der baugeschichtlichen Untersuchungen wurde Hugo Schneider vom Schweizerischen Landesmuseum beauftragt. Er fasste seine Ergebnisse in ZAK 17/1957, S. 194 f. folgendermassen zusammen: «Im Schiff konnten die Fundamente des ehemaligen Lettners freigelegt werden. Unter dem Chorgestühl stiess man auf Luftschächte, welche das Holzwerk gegen Feuchtigkeit zu schützen hatten. . . . Zwischen den Chorstützen entdeckte man zwei in der Längsrichtung des Schiffes verlaufende Mauerzüge, deren Funktion aber bis jetzt nicht zu erkennen ist.

In der Schiffsmittelachse liegen, in etwa 50 Zentimeter Tiefe gegen den Chor hin, Reste eines älteren Bodens aus Bollensteinen. Die genaueren Ausmasse konnten nicht erfasst werden. Diagonale Querschnitte im Querschiff ergaben ausser einem grossen Knochenanfall keine Funde. Auch im nördlichen Seitenschiff entdeckte man Fundamentreste, die aber nicht gedeutet sind. Im südlichen Seitenschiff hob man die Grabplatte des Ritters Gottfried von Hüenenberg. . . »

Die Untersuchung der im Ostflügel des ehemaligen Konventgebäudes 1345 errichteten Hallwilkapelle ergab, dass sich «unter dem heutigen Boden in Kleinpflasterung ein älterer Tonplattenboden und rund 30 Zentimeter tiefer noch ein früherer Boden aus gleichem Material befanden. Dabei



Kappel am Albis – Ehemalige Klosterkirche. Inneres gegen Westen nach der Restaurierung 1956–1959.

zeigte sich, dass die gotischen Wandrippen auf romanischen Spolien aufgebaut sind. Die Gruft selbst war mit Bauschutt aufgefüllt... Die Deckplatte fehlte; hingegen waren an den zwei Ecken... die Tragsteine noch in situ, und in den andern beiden Ecken konnten wenigstens noch die Auflager festgestellt werden. Es handelte sich dabei um wiederverwendete Bauteile. An weiteren Funden seien ein Sporn (wohl 14. Jahrhundert) und verschiedene Fragmente von Glasgemälden erwähnt. Die Gruft führte in das südliche Querschiff hinein. Ein gekehlter Spitzbogen... trug diese durchstossene Partie der westlichen Querschiffmauer. ... – Beim ersten Strebepfeiler des südlichen Querschiffes stiess man auf einen alten Seitengang, der die Verbindung zum Kreuzgang herstellte. ... Zwei weitere Sondierschnitte im Areal des Kreuzganges gaben uns hinlängliche Anhaltspunkte über dessen ehemaligen Verlauf, da noch genügend Fundamentreste angeschnitten und zum Teil freigelegt werden konnten.... » (H. Schneider.)

Schliesslich wurden sämtliche Gräber untersucht. Sie waren alle leer. In den meisten Gräbern fanden sich Scherben von Glasgemälden, wohl Zeugen der Plünderungen von 1531.

Leider erbrachten die archäologischen Untersuchungen nur sehr geringfügige Ergebnisse, vor allem nicht den geringsten Anhaltspunkt für einen älteren Kirchenbau, so dass dieser entweder weiter westlich oder weiter östlich, ja vielleicht sogar in der Gegend der 1655 abgetragenen Markuskirche beim Friedhof gesucht werden müsste.

2. Die Restaurierung

Projekt und Bauleitung: Kantonales Hochbauamt, Zürich, unter der Oberleitung von Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Arch. ETH.

Experte der EKD: Prof. Dr. Linus Birchler, Präsident der EKD, Feldmeilen.

Bauzeit: 1956–1959.

Eine wichtige Aufgabe bildete die Neuverglasung sämtlicher Fenster. Alsdann wurden sämtliche Mauern und Pfeiler durch Einfügen von Bleifolien gegen Feuchtigkeit isoliert. Ein Stück des Originalbodens konnte im südlichen Querschiff bei der Treppe sichtbar gelassen werden.

Sämtliche Malereien wurden konserviert und restauriert. Um ganz sicher zu gehen, suchte H. Boissonnas alle Gewölbe sowie die Rippen und Schlusssteine nach alten Malereien ab. Da auf den Rippen keine, auf den Schlusssteinen hingegen recht viele Farbspuren festgestellt werden konnten, entfernte man die Rippenbemalung von 1931; anderseits tönte man die Schlusssteine nach den alten Farbresten ein. Die rote Quaderumrahmung der Fenstergewände wurde so ergänzt, dass alte und neue Malerei durch Querstriche voneinander getrennt gehalten sind.

Besondere Aufmerksamkeit wurde ausserdem den folgenden Wandmalereien gewidmet:

Hauptchor: An der Nordwand wurde das Madonnenbild von Übermalungen befreit. Bei dieser Gelegenheit kamen der Thron und der Baldachin sowie die im Malgrund vorhandene Vorzeichnung in Graviertechnik viel besser zur Geltung. Ausserdem wurden die rechte vertikale Bordüre, ein Putto sowie die noch immer nicht entzifferte Inschrift am unteren Bildrand – alles Teile einer späteren Übermalung – konserviert.

Nördliches Querschiff: In erster Linie wurde die St. Martinsgruppe von deformierenden Übermalungen befreit, gereinigt und retuschiert sowie die Wappen an der Ostwand ebenfalls retuschiert.

Von Nord nach Süd:

St. Nikolauskapelle: Am Gewölbe wurde das Dekorationsmotiv entdeckt und nach den vorhandenen Spuren ergänzt, der Fries wurde von Übermalungen gereinigt und die Draperie rekonstruiert.

Kapelle der beiden Johannes: Auch hier wurde am Gewölbe die ursprüngliche Dekoration gefunden und rekonstruiert. Die sehr schwach erhaltene Malerei des Frieses wurde intensiviert und die Wappen ergänzt.

Kapelle der Apostel Petrus und Paulus: Die Oxydation der Sterne am Gewölbe hatte die Farben verändert. Die Oxy-



Kappel am Albis – Ehemalige Klosterkirche. Madonnenbild im Hauptchor nach der Restaurierung 1956–1959. (Grösse: 440 × 240 cm)



Kappel am Albis – Christuskopf-Torso
aus dem Ende des 13. Jahrhunderts.
Höhe 34 Zentimeter.

dation musste unterbunden und die Farben wiederhergestellt werden. Über dem Fenster und im Fries wurden Dekorationsmalereien entdeckt.

Kapelle St. Stephan (sogenannte Gesslerkapelle): Die Malereien am Gewölbe mussten gereinigt werden, weil sie stark oxidiert waren, und das Dekorationsmotiv wurde ergänzt. Auch der Bildfries wurde ergänzt und, wo es nötig war, retuschiert. (Nach freundlicher Mitteilung des Restaurators, H. Boissonnas, Zürich.)

Literatur: Kdm. Kt. Zürich, Bd. 1, Basel 1938, S. 35 ff., bes. S. 46 ff.; ZAK, Bd. 17/1957, S. 194 f. (H. Schneider).

Ein Christuskopf-Torso des 13. Jahrhunderts

Im Mai 1956 wurde anlässlich der Renovation des nordöstlich der ehemaligen Zisterzienserkirche Kappel am Albis gelegenen Gebäudes (heute Verwahrungsgebäude der dortigen Anstalt) bei Ausbrucharbeiten für ein neues Fenster in der etwa einen Meter dicken Westmauer die Spolie eines steinernen Christuskopfes gefunden, die dort vermutlich im 17. Jahrhundert eingemauert worden war.

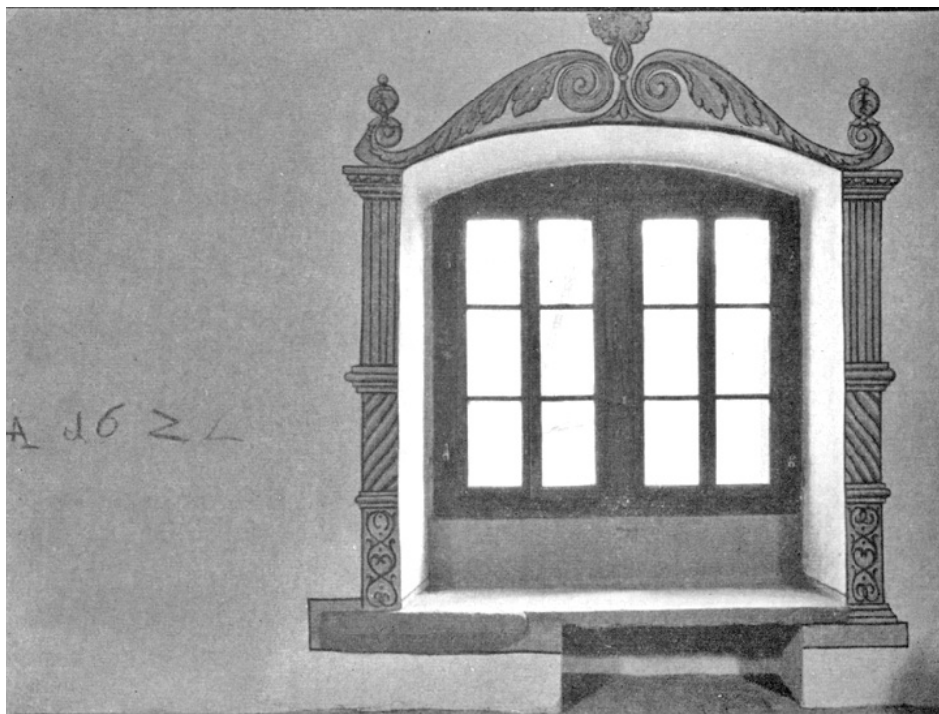
Der Erhaltungszustand lässt den Kopf noch immer zu seiner Wirkung gelangen, trotz Beschädigungen am Nasenrücken, über der Oberlippe, an den Lippen, wozu kleinere Scharten

an der Stirne, an der rechten Wange und am Bart kommen. Der Kopf, der samt Hals eine Höhe von 34 cm besitzt, war von Anfang an isoliert, was aus dem Rankenornament seiner Rücklage ersichtlich ist. Der Kopf ist mit dem bis zum Schulteransatz sichtbaren Hals zu Dreivierteln aus dem Steinblock herausgearbeitet, dessen Seiten durch stilisierte Ranken mit einzelnen Blättern und Rosen geschmückt sind. Falten eines Kopftuches, die hier sichtbar werden, lassen an dieser Stelle einen einstigen Frauenkopf (Maria?) vermuten. Ein ebenfalls leicht beschädigter Nymbus umfasst bis in die Gegend des Nackens den Kopf und grenzt ihn gegen den tiefen Block ab.

Der Kopf ist auf strenge Frontalansicht hingearbeitet, was auf Christus als Salvator schliessen lässt. Die Haare, die über der Stirne verhältnismässig flach anliegen, werden nach unten nicht nur dicker, sondern heben sich von Schläfen, Wangen und Hals mehr und mehr ab; sie bilden im übrigen zu flachen Wellen stilisierte Locken. Im Unterschied zum langgedehnten Zug der Haare ist der Kranzbart – ein Schnurrbart fehlt – in kürzeren, ebenfalls leicht gewellten Partien gestaltet. Die massige Stirne ist niedrig und stark gerundet. Die leicht nach den Seiten emporgeschwungenen Augenbrauen bilden mit den schmalen, jedoch deutlich gezeichneten Lidern und den plastisch vorquellenden Augäpfeln innerhalb des ganzen Gesichts die Partie des stärksten Ausdrucks, an welchem auch die markant geformte Nasenwurzel teilnimmt. Die Wangen sind durch je zwei vom

Nasenrücken schräg nach unten laufende Falten belebt, von denen die unteren die Mundpartie deutlich hervorheben. Der Mund erscheint, soweit es die hier vorhandenen Beschädigungen noch erkennen lassen, leicht geöffnet und in den Winkeln etwas nach unten gezogen.

Vor allem in der gedrungenen Stirnpartie offenbart das Werk in seiner geradezu drängenden Fülle und seiner geballten Energie ausgesprochen plastische Werte, die durch die linearen Elemente der Brauen, Lider und Wangenfalten sowie durch die stilisierten Locken des Haupthaars wirkungsvoll kontrastiert werden. Erkennt man in diesen linearen Werten und in den mit ihnen verbundenen Kurvierungen den Ausdruck der zeitgenössischen Gotik, wie sie sich in der Nordostschweiz gegen Ende des 13. Jahrhunderts entwickelt hat, so bewahrt die für den Gesamteindruck mindestens so bestimmende plastische Fülle noch romantisches Formempfinden. Damit wäre im grossen die stilgeschichtliche Situation des wiederentdeckten Christuskopfes von Kappel umrissen. Was an weiteren Beziehungen allenfalls besteht, insbesondere zur damals an Chor und Querschiff des Fraumünsters in Zürich tätigen Bauhütte, sowie im weiteren zu den Münstern von Basel, Freiburg im Breisgau und Strassburg, zu den nächsten Zisterzienserklöstern Wettingen und Salem, nicht zuletzt zu dem Mutterkloster Hauterive, muss hier vorläufig noch offen bleiben. Gleiches gilt für die Frage nach dem ursprünglichen Standort, ob in der Klosterkirche, wo übrigens das ebenfalls zu Ende



Kappel am Albis – Pfarrhaus. Dekorationsmalerei, möglicherweise von 1624 (Text s. S. 38).

des 13. Jahrhunderts entstandene Chorgestühl in seinem Rankenornament und in der plastischen Stilisierung seiner Köpfe gewisse Parallelen aufweist, oder in der später im Bau des «Amtshauses» aufgegangenen ehemaligen Abtskapelle, die dem heiligen Simon und Judas geweiht war. Auf alle Fälle aber ist durch diesen Fund, um dessen Sicherstellung sich der Verwalter der Anstalt Kappel, Kantonsrat Willi Bögli, und Architekt R. Zaugg in Affoltern am Albis verdient gemacht haben, der an sich karge Bestand an hochmittelalterlicher Skulptur im Kanton Zürich um ein wertvolles Werk bereichert worden.

Richard Zürcher (UK, XI/1960, S. 68 ff.)

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

PFARRHAUS

Bei Erneuerungsarbeiten eines bisher grossen leeren Raumes im Hochparterre des Pfarrhauses Kappel am Albis im Sommer 1959 kamen die Reste einer gemalten Fenstereinfassung zum Vorschein. Der Restaurator Alfred Baur aus Zürich konnte zwei verschiedene Bemalungen feststellen: eine obere spätere in Englischrot, Gelb und Grün, die auch in die Fensternische hineinreichte, und eine untere frühere in Schwarz und Grau, die sich auf die Fensterwand beschränkte. Da die obere Malerei recht unbeholfen ausgeführt war und sich schon bald zeigte, dass die untere Bemalung grossenteils noch vorhanden und qualitativ viel besser ist, wurde die obere Bemalung auf verschiedenen Photographien festgehalten und entfernt respektive (in der Fensternische) übertüncht. Die untere Dekoration dagegen wurde

konserviert und teilweise ergänzt. Sie zeigt über der Wölbung der Fensternische zwei antithetische Volutenornamente und links und rechts der Nische Pilastermotive, die nach oben in doppelkugelige Ornamente auslaufen. Diese ältere Dekorationsmalerei könnte mit der links davon stehenden Jahrzahl 162(2 ?) in Verbindung gebracht werden. Diese ist heute zwar englischrot, zeigt aber immerhin so viele Reste eines schwarzen Untergrundes, dass die Annahme, die Jahrzahl sei früher schwarz ausgeführt gewesen, nicht von der Hand zu weisen ist. Die Zahl zeigt auch, dass es sich bei diesem Raum um einen Teil des alten, 1736 wohl nur teilweise abgebrochenen und durch den heutigen Bau ersetzten Pfarrhauses handelt (s. Abb. S. 37).

Literatur: Vgl. allgemein zum Pfarrhaus: Kdm. Kt. Zürich, Bd. I, 1938, S. 101.

KLOTEN (Bez. Bülach)

SCHAFFHAUSERSTRASSE/DORFSTRASSE

Freilegung eines älteren Bauernhauses (vgl. Beilage 4, 1 und 2)

Anlässlich eines Ausbildungskurses für Luftschutztruppen wurde im April 1959 das Haus Altorfer in der Nordostecke der grossen Strassenkreuzung beim Hotel zum «Wilden Mann» abgebrochen. Dabei kamen die Mauerzüge eines älteren Gebäudes zum Vorschein. Eine eingehende Untersuchung führte zur Feststellung, dass es sich bei der Ruine um die Überreste des Vorgängers des um 1850 erbauten Hauses Altorfer handelte.



Kloten – Der Burghügel Altrohr nach der Säuberung von 1959, im Hintergrund rechts der Flughafen.

Als im Zuge des weiteren Ausbaues des Flughafens Kloten 1959 der damals völlig heruntergekommene Bauernhof Rohr abgebrochen wurde, benützte die Denkmalpflege die Gelegenheit, um mit Hilfe der Flughafen-Bauleitung auch den alten Burghügel Altrohr zu säubern. In den letzten Jahrzehnten waren nämlich in den Burghügel Futtersilos eingetieft, die alten Wasserläufe der Glatt grossenteils mit Abraum ausgefüllt, hinter die einstige Gartenmauer des 1892 wegen Baufälligkeit abgebrochenen sogenannten Wasserhauses Keller angelegt und im Laufe der letzten Jahre zudem der ganze Burghügel mit ausrangierten Traktorrädern und ausgedienten Bestandteilen von landwirtschaftlichen Maschinen übersät worden. Nun wurden dank dem Einsatz moderner Baumaschinen die Silos bis auf die Böden entfernt, für spätere Untersuchungen Reste der ehemaligen Gartenmauer als Anhaltspunkte belassen und die alten Wasserläufe soweit als möglich wieder abgetieft, so dass sich nach starken Regengüssen die ehemalige Lage dieses Burghügels wieder einigermaßen rekonstruieren lässt. Denn vordem war dieser Hügel inmitten zahlreicher Wasserläufe eine nur schwer erreichbare Insel, auf der die Meier von Rümlang ihren 1291 erstmals urkundlich erwähnten und in den Jahren 1352, 1386 und 1443 zerstörten Turm errichtet hatten. 1472 kaufte Ritter Heinrich Göldli von Zürich den Burgstall,

um darauf ein «Jagdschloss» zu bauen, offenbar das nachmalige sogenannte Wasserhaus, welches in der Folge mehrmals den Besitzer gewechselt hat und, wie erwähnt, 1892 abgetragen werden musste.

Literatur: H. Zeller-Werdmüller, Das «Wasserhaus im Rohr» bei Rümlang, in: ASA, XXV. Jg./1892, S. 134 ff.

LINDAU (Bez. Pfäffikon)

WINTERBERG; EHEM. BLASIUSKAPELLE AUF BLÄSIHOF

(Vgl. Beilage 4, 3)

Angeregt durch Emil Stauber, rückte Josef Zemp die einstige Kapelle St. Blasius in den Interessenkreis der modernen Denkmalpflege. Von E. Stauber hatte 1910 Malermeister Chr. Schmidt in Zürich den Auftrag erhalten, daselbst Wandgemälde freizulegen.

Nach Josef Zemp «...entfremdete die Reformation die Kapelle ihrem ursprünglichen Zwecke, indem sie aufgehoben und als Speicher verwendet wurde. Im Jahre 1894 musste ein Teil des Schiffes einem Wohnhause Platz machen; der übrige Teil der Kapelle ist wenigstens in seiner oberen Partie unverändert geblieben...»



Lindau – Ehemalige Blasiuskapelle auf Bläsihof bei Winterberg. Die letzten Wandmalereien vor der Ablösung 1959.



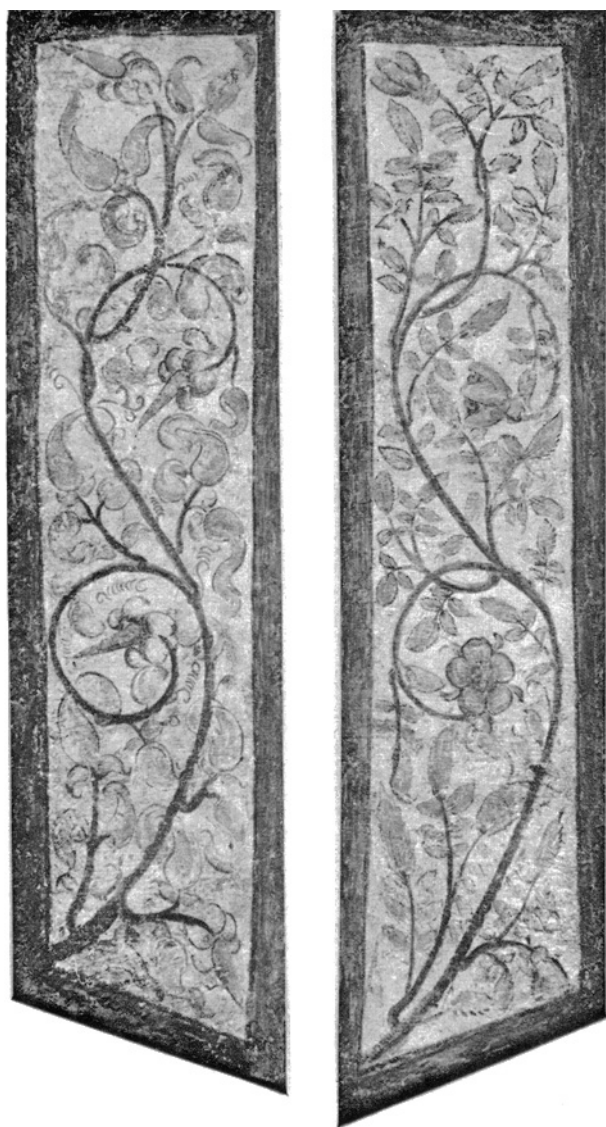
Lindau – Ehemalige Blasiuskapelle auf Bläsihof bei Winterberg. Das auf Leinwand aufgezeichnete Wandbild «Kreuzigung Christi». Grösse 165,5 × 125,5 Zentimeter.

Leider blieb auch das 1910 noch Vorhandene nicht vor weiteren Zerstörungen verschont. Im Jahre 1925 wurde die Chorbogenwand bis auf die Höhe der heutigen Kellerdecke abgetragen. Durch diesen Eingriff wurden auch die Maleereien am Chorbogen für immer zerstört, die nach J. Zemp «die besten Arbeiten» waren, die in Zeichnung und Farbe beachtenswerte Leistungen (gewesen) sind, . . . wo die klugen und törichten Jungfrauen, aus gotischen Blumen entwickelt, dargestellt (waren)» und die W. Hugelshofer als «das qualitativ Beste und künstlerisch Originellste» bezeichnete, «was Haggenberg hinterliess . . .». Gleichzeitig müssen damals auch die Nord- und die Südwand des Chores abgearbeitet worden sein, da von den noch von Zemp erwähnten «neun Bildern an den Wänden des Chores» im Jahre 1953 nurmehr ganze drei vorhanden waren. In jenem Jahre interessierte sich nämlich der Genealoge W. H. Ruoff im Zusammenhang mit Forschungen um die Familie Steffen von Brütten für die ehemalige Blasiuskapelle. Er regte auch die archäologischen Untersuchungen innerhalb und ausserhalb (südlich) der Kapellenruine an, die noch im gleichen

Jahre unter der Oberleitung von Hugo Schneider vom Schweizerischen Landesmuseum von G. Evers durchgeführt worden sind. In archäologischer Hinsicht blieb der erhoffte Erfolg zwar aus: bezüglich der Baugeschichte konnten keine neuen Resultate gewonnen werden. Dafür entdeckte man das bis dahin zugemauerte Chorfenster in der Ostwand, dessen mit Brettern ausgeschlagene Leibungen ebenfalls bemalt waren. Dieses Ereignis weckte das Interesse für die letzten Reste der ehemaligen Blasiuskapelle erneut, und Kantonsbaumeister H. Peter gab Auftrag, die Malereireste von den Wänden zu lösen und auf Leinwand zu übertragen. Leider blieb das Unternehmen infolge anderweitiger dringenderer Aufgaben in den Vorbereitungen stecken. Als dann 1958 – damals einstweilen im Halbamte – der neugewählte Denkmalpfleger die Arbeit aufnahm, erhielt er unter anderm den Auftrag, sich der spätgotischen Wandmalereireste auf dem Bläsihof anzunehmen. Nach einigen Vorbereitungsmaßnahmen und im wohlwollenden Einvernehmen des Hauseigentümers Otto Fehr wurde die Firma Chr. Schmidt Söhne in Zürich beauftragt, die restlichen Malereien von der Wand zu lösen und auf Leinwand zu übertragen. Im April 1959 konnten die neuen Panneaus als Deposita des Kantons ins Schloss Hegi in Winterthur transferiert werden.



Lindau — Ehemalige Blasiuskapelle auf Bläsihof bei Winterberg. Die auf Leinwand aufgezeichneten Wandbilder mit Szenen aus der Marter des heiligen Blasius. Grösse 168,5 × 138,5 Zentimeter.



Lindau – Ehemalige Blasiuskapelle auf Bläsihof bei Winterberg. Die Dekorationsmalerei von den beiden Leibungen des Ostfensters im ehemaligen Chor. Höhe des rechten Panneaus 136,5 Zentimeter.

Bei den auf Leinwand übertragenen Malereien handelt es sich um:

- a) die Malereireste der Leibungen des 1953 entdeckten Chorfensters, von ockerfarbenem Band umzogen;
- b) das Gemälde «Christus am Kreuz» vom Südteil der Ostwand;
- c) die beiden Gemälde mit Darstellungen aus dem Leben des heiligen Blasius vom Nordteil der Ostwand:
links : Entkleidung des heiligen Blasius als Vorbereitung zur Marter (Blasius wurde das Fleisch von den Knochen gerissen);
rechts : Nicht mehr deutbare Szene.

(Nach freundlicher Mitteilung von W. Jaggi, Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.)

Hand in Hand mit den Sicherungsarbeiten für die Malereien wurden die Reste der ehemaligen Kapelle 1959 auch gleich eingemessen (vgl. Beilage 4, 3).

Literatur: E. Stauber, Die kantonale landwirtschaftliche Armen-
schule im Bläsihof-Töss, 1818–1826. Eine Schöpfung Hans Kon-
rad Eschers von der Linth, in: III. Njbl. d. Zürcher. Hülfsgesellschaft a. d. Jahr 1911; J. Z(emp), sub: Nachrichten (Kt.)
Zürich: Töss, in: ASA Bd. XII, 1910, S. 341; M.-C. Däniker-
Gysin, Geschichte des Dominikanerinnenklosters Töss 1233 bis
1525, in: Njbl. d. Stadtbibliothek Winterthur 1958, S. 33, 88,
91 f. *Zu 1925 (Zerstörung) und 1953 (Sondierungen)* vgl. BerAGZ
1926/27, S. 15 f. bzw. 1953–1955, S. 15; zur Malerei vgl. bes.
W. Hugelshofer, Die Zürcher Malerei bis zum Ausgang der Spät-
gotik, II. Teil, in: MAGZ Bd. 30/1929, S. 72 f.

Aufbewahrungsort: Museum im Schloss Hegi, Winterthur.

MARTHALEN (Bez. Andelfingen)

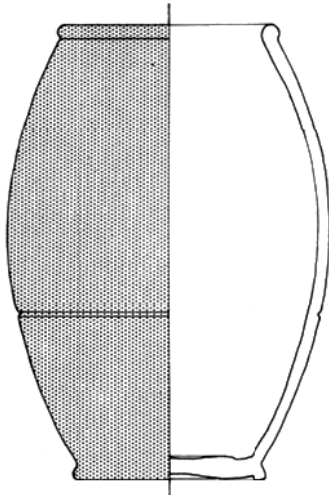
STEINACKER

Abfallgrube aus der späten La Tène-Zeit (vgl. Beilage 4, 4 u. 5)

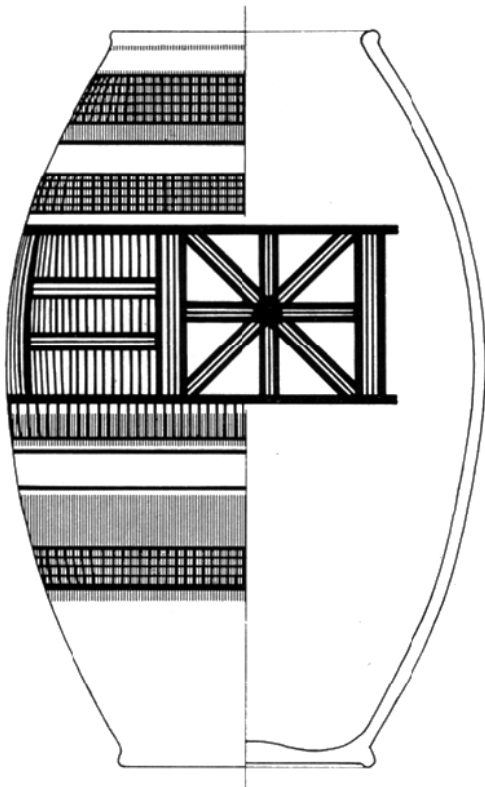
Mitte Februar 1959 wurde Landwirt Emil Keller, zum
Ritterhof, Marthalen, beim Kiesabbau in der westlichen
Wand seiner Kiesgrube im sogenannten «Steinacker» süd-
lich Marthalen auf einen braunen humosen Sack aufmerk-
sam (Koord. 690250/274500). Der sogleich benachrichtigte
Sekundarlehrer A. Leimbacher (damals in Marthalen, heute
in Hombrechtikon) nahm sich der Angelegenheit unver-
züglich an. Die durch schlechte Witterung verzögerte an-
schliessende Untersuchung, bei welcher A. Leimbacher und
Th. Ammann, Lehrer in Marthalen, mitwirkten, ergab,
dass es sich um eine vereinzelt Abfallgrube aus der spätesten
La Tène-Zeit (etwa 50 vor bis Chr. Geb.) handelte. Die Grube
muss einst 2,3 Meter tief gewesen sein und einen Umfang
von rund 3 × 4 Metern gehabt haben. Sie scheint allmählich
aufgefüllt worden zu sein. Das Einfüllgut setzte sich folgen-
dermassen zusammen:

I. Kulturabfälle:

- a) Keramische Funde: Fragmente eines tonnenförmigen
Topfes aus beigem Ton mit grauen, schwarzen und rotbrau-
nen Farbdekors. Höhe: 22,3, Durchmesser: 18,8 Zenti-
meter. – Fragmente eines tonnenförmigen Topfes aus grauem
Ton, Oberfläche schwarz geschmaucht. Höhe: 11,5, Durch-
messer: 12,7 Zentimeter;
- b) Glasarmring: violett, mit starker Mittelrippe, Durch-
messer, innerer: 9, äusserer: 10,5 Zentimeter; Breite: 14
Millimeter.



Marthalen – Steinacker. Der schwarz geschmauchte Tonnentopf aus der Abfallgrube. Späte La Tène-Zeit. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.



Marthalen – Steinacker. Der Tonnentopf mit geometrischer Bemalung aus der Abfallgrube. Späte La Tène-Zeit. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.

2. Menschliche Skelettreste:

Es liegen Knochen von mehreren Individuen, sowohl kindlichen wie erwachsenen, vor. (Briefliche Mitteilung des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich [Prof. Dr. Ad. H. Schultz] vom 10. März 1959.)

3. Tierische Reste:

- Die Knochen der rechten Hälfte eines Skelettes eines etwa zwei Jahre alten weiblichen Hausschweines;
- einzelne Knochen des Hausrindes ;
- mehrere Knochen des Haushuhnes;
- Knochen von mindestens zwei weiteren Hausschweinen – rechte Körperseite eines Individuums (1 Oberkiefer, 1 Unterkiefer, 2 Becken, 1 Oberschenkel, 1 Rollbein) – linke Körperseite eines weiteren Individuums mit zwei Schädelstücken (Ohrgegend und Hinterhaupt) – 10 Brust- und Lendenwirbel.



Marthalen – Steinacker. Der Glasarmring aus der Abfallgrube. Späte La Tène-Zeit. Natürliche Grösse.

Auch hier fällt die grosse Zahl rechtsseitiger Stücke auf! (Briefliche Mitteilung von Dr. phil. II H. Hartmann-Frick, Wallisellen, vom 12. März 1959.)

Aufbewahrungsort: Archäologische Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich. Anthropologische Funde: Anthropologisches Institut der Universität Zürich. Zoologische Funde: Zoologisches Institut der Universität Zürich.

MEILEN (Bez. Meilen)

OBERMEILEN

BERGSTRASSE 149

Spuren einer römischen Siedlung in der Appenhalden

Im Oktober 1958 kam bei Aushubarbeiten für einen Neubau in der Parzelle Kat.-Nr. 6594 – jetzt Haus Bergstrasse 149 (Koord. 692320/236000) – eine dunkle Kulturschicht zum Vorschein, die Mörtelbrocken, Steine und römische Ziegelfragmente enthielt. Polier Müller der Firma Toller in Meilen

verständigte unverzüglich auch Lehrer A. Altorfer in Obermeilen, der die Entdeckung sogleich dem Denkmalpfleger weiterleitete.

Die Fundschicht war in einer Breite von 3 Metern in der ganzen Osthälfte der Baugrube zu beobachten. Mauerwerk selber wurde leider nirgends festgestellt. Dies ist um so mehr zu bedauern, als Ferdinand Keller 1864 in seiner Statistik immerhin festhalten konnte: «In dem Weinberge, Rabenhalde (= Appenhalden!) genannt, durch welchen sich die römische Strasse zieht, wurden Gemäuer und Ziegelstücke, die man für römisch hielt, und einige römische Münzen (von Otho, Septimius Severus und andern Kaisern) beim Einlegen von Weinstöcken gefunden.»

Literatur: F. Keller, Statistik der römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz, in: MAGZ, Bd. XV, S. 105.

Aufbewahrungsort von Ziegelfragmenten: Schulhaus Obermeilen.

MÖNCHALTORF (Bez. Uster)

KIRCHE

1. Die baugeschichtlichen Untersuchungen

Leitung: Prof. Dr. Paul Kläui, Wallisellen, und Sekundarlehrer Paul Hess, Mönchaltorf.

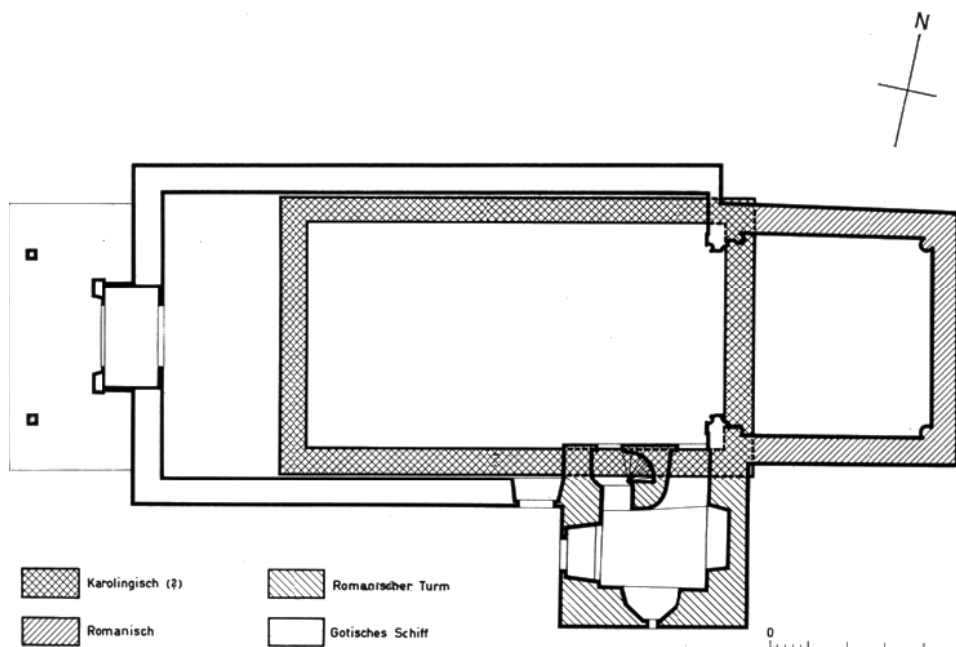
Mönchaltorf gehört in den Kreis der zahlreichen Güter, die Beata, die Gattin Landolts, 741/44 an das Kloster St. Gallen übertrug. Der Dinghof Mönchaltorf wurde zu einem Mittelpunkt der sankt-gallischen Grundherrschaft im Zürcher

Oberland. Die Kirche, nach späterem Beleg den Heiligen Gallus und Othmar geweiht, wird schon in den Jahren 902 und 903 genannt. Im 14. Jahrhundert erscheint sie in Abhängigkeit der schon 858 erwähnten Kirche Egg.

Die Tatsache, dass die Anfänge des Gotteshauses Mönchaltorf in die Karolingerzeit zurückreichen, legte es nahe, bei Gelegenheit der Renovation durch Grabungen Untersuchungen zur Feststellung früherer Bauten anzustellen. Schon 1946 hatte Sekundarlehrer Hess anlässlich der Entfeuchtung auf der Aussenseite einige Untersuchungen am Fundament angestellt. Jetzt konnten in einer allerdings nur beschränkten Grabung, die vom 26. bis 29. August durchgeführt und durch einige spätere Sondierungen ergänzt wurde, wichtige Fragen abgeklärt werden, wenn auch das Resultat infolge der spärlichen Reste früherer Bauten nicht ganz den Erwartungen entsprach.

Für die Durchführung der Untersuchungen bestanden von den schriftlichen Quellen her sozusagen keine weiteren Anhaltspunkte. Man weiss einzig, dass die heutige Kirche in der Zeit von 1519 bis 1522 erbaut wurde, was ja auch durch die Datierung der Holzdecke belegt wird. Den Zustand vor dem Umbau von 1888 hält L. Schulthess in einer Darstellung des Äusseren und des Innern sowie einem Grundriss von etwa 1840, allerdings nicht sehr genau, fest.

Wir zogen zunächst im spätgotischen Chor einen Graben schief von Ost nach West, um die Fundamente eines allfälligen älteren, kleineren Chores festzustellen. Doch fand sich bis auf den einen Meter tief beginnenden gewachsenen Boden keinerlei Gemäuer. Dafür wurden in einer Tiefe von 60 bis 65 Zentimetern Skelette teils in situ, teils gestört und übereinanderliegend, angeschnitten, die alle nach Osten orientiert waren. Daraus ist zu schliessen, dass der Chor in



Mönchaltorf – Kirche. Baugeschichtliche Untersuchungen 1959: Bautappenplan 1:200. (Fenster im Langhaus und Chor nicht eingezeichnet.)



Mönchaltorf – Kirche. Südwestecke des ältesten Baues.

den östlich der älteren Kirche liegenden Friedhof hinein-gebaut worden ist. Auch von einem Altarfundament fand sich keine Spur.

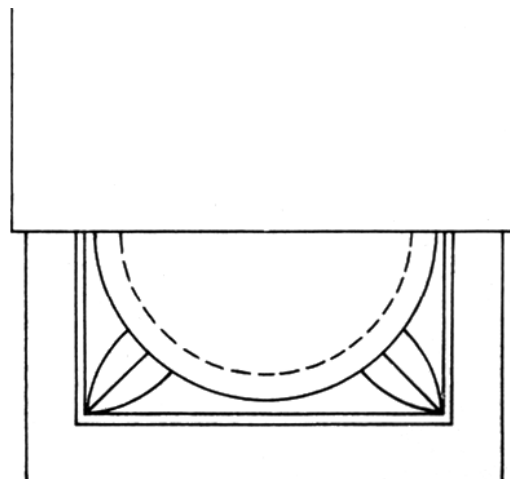
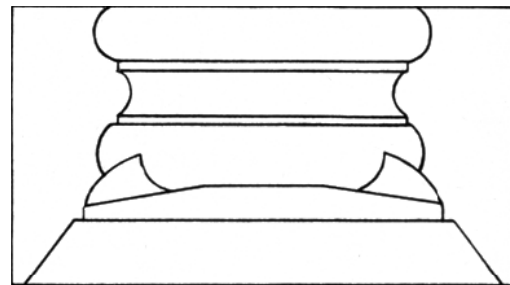
Zwischen Chor und Schiff waren vom Ostabschluss der früheren Kirche nur noch ganz wenige Reste am Südeinde als Unterbau des Chorbogens erhalten, das übrige war 1888 dem Einbau eines Heizungskanals zum Opfer gefallen.

Innerhalb des Kirchenschiffes konnten die Fundamente des älteren Baues, allerdings meist nur in einer einzigen Steinlage, festgestellt werden. Die beschränkten Grabungen in der Nordostecke und an der Südseite genügten, um ein rechteckiges Schiff von 12,5 auf 7,5 Metern (Aussenmass) zu erschliessen. Es war also knapp 4 Meter kürzer als das heutige und wies im Innern annähernd die Proportion 1 : 2 auf. Die Stärke der Fundamente beträgt 80 bis 100 Zentimeter. Die Längsmauern lagen unmittelbar innerhalb der heutigen. Es wurde also um die alten Mauern herum gebaut, sicher unter Verwendung des Abbruchmaterials.

Der heutige Turm steht in der Flucht der alten Südmauer. Bei dessen Neubau hat man also bestimmt die alten Fundamente wieder benutzt, und deshalb springt er heute ins Schiff vor. Diese alten Fundamente liessen sich bis einen Meter tief nachweisen; sie sind sehr ungleich gemauert und unterscheiden sich vom späteren Aufbau durch stark gelblichen Mörtel. Man liess möglicherweise den alten Turm bis nach Fertigstellung des Schiffes stehen. Für seinen Neubau verwendete man alte Werkstücke. Der Aufmerksamkeit von Sekundarlehrer Hess ist die Feststellung eines romanischen Säulenfusses mit Eckzehen, eines Blockes mit Rundstab und eines Portalgewändes mit Anschlag und Eisenangel zu danken. An letzterem glaubte der Genannte ein Flechtwerkmuster erkennen zu können. Schliesslich hat man die Reste der älteren rundbogigen Gewände der Schalllöcher für die gotischen Spitzbogen wieder verwendet und zurechtgemacht. Auch am Schiff ist ein Quader mit Rundstab wieder verwendet worden.

Datierung: Der Mörtel des Schiffes (Grundmauern und hochgehendes Mauerwerk), des Chores (hochgehendes Mauerwerk) und des Turmes (hochgehendes Mauerwerk) erscheint im Farbton als gleichartig. Der Erneuerungsbau der gesamten Gebäulichkeit fällt in die Jahre vor 1522. Es dürfte zuerst der Rechteckchor mit gotischem Gewölbe entstanden sein, nachher Turm und Schiff. Als Stützelement blieb die romanische Chorbogenwandung bestehen und wurde nach Westen verstärkt, so dass das kurz zuvor entstandene Gewände des Sakristeitörchens etwas überdeckt wurde. Der Turm hatte ursprünglich keinen Aussen-Eingang. Sein Untergeschoss diente als Sakristei. Der chorseitige Spitzbogen mit gefaster Kante vermittelte den Durchgang, der schiffseitige mit Wendeltreppe wurde später, wohl 1609, eingebaut.

Zur *romanischen Kirche* gehörte der durch die Grabung festgestellte Rechteckraum, aber auch ein eingezogener Rechteckchor in den Ausmassen des heutigen. Zu dieser Annahme zwingt der gelbliche Fundamentmörtel des Chores,

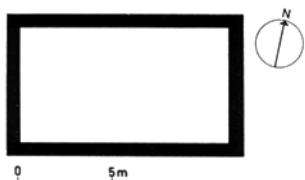


0 10 cm

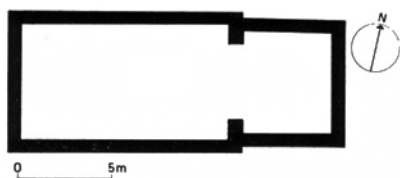
Mönchaltorf – Kirche. Basis eines romanischen Wanddienstes.

der sich sonst nirgends, vor allem nicht im aufgehenden Chormauerwerk findet. Ohne das Vorhandensein eines älteren Chorfundamentes hätte man wohl um 1522 einen der damaligen Zeit entsprechenden Polygonalchor gebaut. Der Turm aber muss einer späteren Zeit als der Chor angehören, sonst hätte man gleich die Lösung des Turmchores gewählt. Die romanische Kirche lässt sich einzig an Hand des gefundenen Säulenfusses datieren. Er ist ins späte 11. Jahrhundert zu setzen. Der Bau (noch ohne Turm) könnte also in die Zeit des St. Galler Abtes Ulrich von Eppenstein (1077 bis 1121) fallen. Es ist denkbar, dass der Neubau im Zusammenhang mit einer Zerstörung im Investiturstreit steht. Da der St. Galler Kloostervogt Lütold von Regensburg sich gegen seinen Herrn erhoben hatte, sind Kämpfe auch in dieser Gegend durchaus wahrscheinlich.

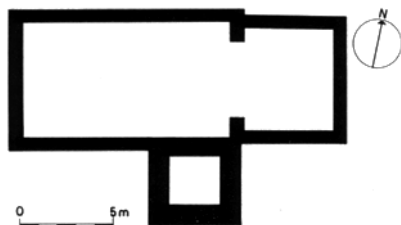
Die Frage nach der *karolingischen Kirche* ist dahin zu beantworten, dass die romanische für das Schiff ihre Fundamente wieder benützte (wie zum Beispiel auch in Illnau) und die wenigen zutage getretenen Reste ihr angehörten. Das dürfte vor allem für die Südwestecke gelten, deren Mörtel sich von den andern Mörtelproben unterschied. Wir hätten also



Mönchaltorf – Kirche. Grundriss der karolingischen Kirche.

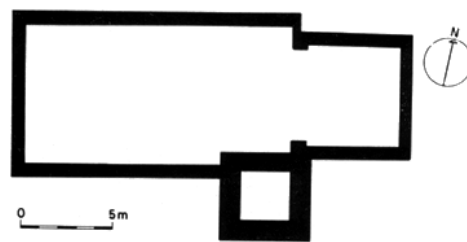


Mönchaltorf – Kirche. Grundriss der romanischen Kirche vor dem Turmbau.



Mönchaltorf – Kirche. Grundriss der romanischen Kirche nach dem Turmbau.

eine Rechteckkirche ohne eingezogenen Chor anzunehmen, deren Innenmasse rund 5,7 auf 10,7 Meter betragen.



Mönchaltorf – Kirche. Grundriss der heutigen (gotischen) Kirche mit dem romanischen Turm.

2. Die Renovation

Projekt und Bauleitung: Hans & Jost Meier, Architekten SIA, Wetzikon.

Bauzeit: Mai 1958 bis Februar 1959.

Die Kirche war 1888 in neugotischem Stil modernisiert worden. Sie hatte einen neugotischen Eingang erhalten, und die Fensterverteilung war verändert worden. Die Renovation von 1958/59 beseitigte diese Zutaten. Die beiden Fenster an der Westseite wurden geschlossen, der Vierpass im Westgiebel durch ein gotisches Spitzbogenfensterchen, der Vierpass im Chorgiebel und die Dreipässe in den Turmgiebeln durch schmale Rechteckfensterchen ersetzt. Das Dach wurde unter Verwendung alter Ziegel neu gedeckt und etwas über die Fassadenfläche vorgezogen. Der Haupteingang erhielt ein ausladendes, von zwei quadratischen Sandsteinpfeilern getragenes Holzdach, unter dem ein kleines Windfanggebäude die äusseren Türen aus eichenen Rahmen und Füllungen aus Kupferblech enthält. Der Turmzugang wurde durch ein kleines Pultdach geschützt. Auf der Südseite brachte man eine Sonnenuhr an.

Im Innern wurde der Chor freigelegt und die neue Orgel auf die Empore gestellt, so dass das spätgotische Gewölbe mit den Sandsteinrippen zur Geltung kommt. Mit Sorgfalt wurde die gotische Decke mit den Flachschnitzereien Meister Ulrich Schmidts von 1522 gereinigt und einige wenige herausgefallene Masswerkstücklein ersetzt. Sie ist eine der wenigen Holzdecken unseres Kantons aus der Zeit vor der Reformation, die sich noch an Ort und Stelle befindet. – Die zwei Törchen mit Sandsteingewänden zur Sakristei sind wieder geöffnet worden; das eine wurde mit einem neuen geschmiedeten Gitter geschmückt, das den Kasten für die Abendmahlsgeräte abschliesst, das andere bildet wieder einen Durchgang zum Turmerdgeschoss.

Literatur: Anzeiger von Uster vom 6. September 1958 und 7. März 1959; Der Freisinnige vom 23. September 1958.

Paul Kläui (unter Mitwirkung von Paul Hess)

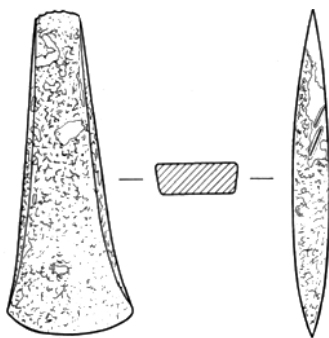
(Vgl. Beilage 4, 7)

Ende Oktober 1959 stiessen die mit den Aushubarbeiten für die Neutrassierung der westlich der Aabachbrücke sich fortsetzenden Dorfstrasse auf altes Mauerwerk aus Sandsteinquadern verschiedener Grösse. Eine dank der Meldung von Sekundarlehrer P. Hess in Mönchaltorf sogleich eingeleitete Untersuchung ergab, dass es sich um ein 60 Zentimeter dickes und rund 3 Meter langes Mauerstück handelt, dessen Fuss stellenweise bis rund 2,80 Meter unter das heutige Brückentrottoirniveau hinabreicht. Während südlich erdig-kiesiges, schlammurchsetztes Material liegt, besteht der Untergrund nördlich der Mauerruine aus dem anstehenden Schotterkies, auf dem verschiedene Strassenschotterdecken liegen. Es scheint sich demnach um die Überreste einer alten Uferschutzmauer zu handeln, die in unbekannter Zeit eingedeckt worden ist. Sie verläuft rechtwinklig zum Bachlauf, der schon nach der Zehntenkarte von 1766 das gleiche gegen Osten gerichtete Knie bildete. Anlässlich der Aabachkorrektur von 1943 ist das Bachbett begradigt und tiefer gelegt worden; die südlich der Mauer liegende Aufschüttung steht in keinem Zusammenhang damit.

ENKLAVE «SACK»

Fund eines neolithischen Kupferbeiles

Im Herbst 1959 fand Natale Bertoli, Meisterknecht des Pestalozzihauses Schönenwerd, in der Enklave «Sack» (innerhalb des Gemeindebannes Uster) gelegen, bei Aushubarbeiten bei Koord. 699550/243150 ein Kupferbeil. Das Stück ist deswegen von ganz besonderem Interesse, weil es in die Gruppe der frühen Kupferwerkzeuge gehört, die während der Jüngerer Steinzeit allmählich auch in unserem Lande in Gebrauch kamen, ehe die Bronze um 1800 v. Chr.



Mönchaltorf – Neolithisches Kupferbeil von der Enklave «Sack».

das Steingerät zu verdrängen begann. Durch die freundliche Vermittlung der Lehrer Hans Rudolf Erdin, Aathal, und vor allem Fritz Hürlimann, Seegräben, gelangte das neu entdeckte Kupferbeil in den Besitz des Kantons.

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

NEFTENBACH (Bez. Winterthur)

WOLFSZANGEN

Römische Wasserleitung (vgl. Beilage 5, 1 u. 2)

Als der Graben für eine neue Wasserleitung auf der Flur Wolfzangen ausgehoben wurde, stiess der Führer des hierfür eingesetzten Löffelbaggers am 24. September 1959 im Grundstück Kat.-Nr. 253 c auf Mauerreste. Lehrer E. Ott, Neftenbach, benachrichtigte sogleich die Denkmalpflege, und nach einer noch gleichentags erfolgten Instruktion nahm er in der Folge Standort und Profil der Anlage auf. Es handelt sich um eine kleine römische Wasserleitung, deren Kanal bloss 20 Zentimeter weit und 21 Zentimeter tief ist und aus einem rund 10 Zentimeter dick fundierten und beidseits etwa 20 Zentimeter breiten grauen, mit rotem Ziegelkleinschlag durchsetzten Mörtelkörper besteht, der seinerseits in ein Steinbett gepackt worden war. Der Kanal war oben durch eng aneinandergefügte Sandsteinplatten zugedeckt. Es scheint sich um eine aus dem Tösstal hergeleitete, schon im Jahre 1951 auf der Parzelle Kat.-Nr. 193 f gefasste Wasserzufuhr für die römische, schon 1780 teilweise ausgegrabene Villa rustica in der Gegend des Friedhofes zu handeln. Ganz nahe der neuen Fundstelle, auf den Parzellen Kat.-Nrn. 254 d und 254e wurden im Januar 1947 vier Graburnen entdeckt.

Literatur: Zur Siedlung allg. vgl.: Keller F., Die römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz, in: MAGZ, Bd. 15, S. 105 ff; zu den Urnengräbern vgl. Jb. SGU 38/1947, S. 62, und Jb. SLMZ 62/1953, S. 21 f.

OSSINGEN (Bez. Andelfingen)

KIRCHE HAUSEN

Mit Hilfe von Bund und Kanton liess die Kirchgemeinde Ossingen die alte Kirche Hausen in zwei Etappen einer Aussen- und einer Innenrestaurierung unterziehen. Während das Äussere vom Mai 1957 bis März 1958 instandgestellt wurde, begann man mit der Restaurierung des Innern im Juli 1959. Die Kirche konnte im Mai 1960 wieder für den Gottesdienst freigegeben werden.

1. Die baugeschichtlichen Untersuchungen (vgl. Beilage 5, 3–6)

Als bei Beginn der Innenrestaurierung, das heisst nach Entfernung der Bodenbeläge, gemauerte Grabgrüften zum Vorschein kamen, wurde die kantonale Denkmalpflege beigezogen, die daraufhin sogleich archäologisch-bauanalytische Untersuchungen in der kleinen Kirche anordnete. Denn die Kirche Hausen war schon 1112 Pfarrkirche für Ossingen, und man wusste, dass der Chor 1486 und 1490 vergrössert worden war, die kleinen, schmalen Fenster im Schiff hingegen viel früher zu datieren sind. Die Untersuchungen lohnten sich denn auch, führten sie doch zur Klärung des ursprünglichen Kirchengrundrisses und des heutigen Langhauses.

a) Die Fundamentreste der ersten, romanischen Kirche (vgl. Beilage 5, 4)

Im Ostteil des polygonalen Chores kamen östlich des 1,6 × 2 Meter grossen und bis auf eine Platte von nur mehr 25 Zentimetern abgetragenen Fundamentes des ehemaligen Altarssockels die kärglichen Reste einer Nord-Süd verlaufenden Mauer zum Vorschein, deren Breite leider nicht mehr auszumachen war, da sie ostwärts beim Bau der Ostmauer des spätgotischen (heutigen) Chores angegraben wurde. Zweifellos handelt es sich bei dieser unter die beiden Schrägmauern des Polygonalchores verlaufenden Mauerruine um die Überreste der vormaligen geraden Ostmauer eines im Lichten rund 5 × 5,4 Meter messenden, also mehr oder weniger quadratischen romanischen Chores. Am 27. April 1960 konnte alsdann im Westteil der Kirche das Fundament einer Mauer derselben Kirche einwandfrei gefasst werden. Daraus resultiert, dass das romanische Kirchlein von Hausen folgende Ausmasse hatte: Chor: 7 × 7 Meter; Langhaus: 8,5 Meter breit und 11 Meter lang.

Das Verhältnis Breite zu Länge scheint auf den ersten Blick fast unmöglich, doch ergibt ein Vergleich zum Beispiel mit dem Grundriss der Kapelle auf Breite bei Nürensdorf eine frappante Ähnlichkeit (Kdm. Kt. Zürich, Bd. II, Basel 1943, S. 64.) Die Lage der alten Westmauer ist zugleich der eindrücklichste Beweis für ein jüngeres Alter des heutigen Kirchenschiffes. Denn wenn die beiden schmalen Fensterchen nördlich und südlich hart neben der Balustrade der Empore direkt darüber liegen, können diese Mauer und Fensterchen natürlich nie gleichzeitig bestanden haben.

b) Die gotische (heutige) Kirche (vgl. Beilage 5, 5)

Die Lage der oben beschriebenen alten Westmauer ist der beste Beweis für ein jüngeres Alter des heutigen Kirchenschiffes. Die schmalen Fensterchen hart neben der Emporenbalustrade liegen nämlich direkt über der Mauerruine, was eine Gleichzeitigkeit völlig ausschliesst. Daraus resultiert, dass das jetzige Langhaus später errichtet worden sein muss, und zwar gleichzeitig mit der Verlängerung um 6,5 Meter nach Westen. Bei jener Gelegenheit erhielt die Kirche im Westteil zwei Eingangsportale. Zwar ist heute nur noch das

südliche Portal an Ort und Stelle völlig einwandfrei zu fassen, indem einerseits das Gewände noch im Mauerwerk sitzt und andererseits die ehemaligen Portalleibungen die grosse Nische unter der Empore bilden. Aber der ehemalige Platz für das Nordportal konnte doch schon früher festgehalten werden (s. Plan Kdm., S. 215), und 1957/58 wurde dann die Ausbruchstelle im neuen Verputz festgehalten. Sie misst 2,75 Meter in der Breite und 3,40 Meter in der Höhe. Diese Masse stimmen ausgezeichnet mit den Aussenmassen des heutigen Westportals überein:

Aussenmasse der Gewände: 3,45 Meter hoch, 2,75 Meter breit;

Masse im Lichten: 1,33 Meter hoch, 1,89 Meter breit.

Fügen wir hier gleich noch die Lichtmasse des Südportals an, nämlich 1,33 Meter Höhe und 1,95 Meter Breite, dann zeigt sich klar, dass das Gewände des heutigen Westportals ehemals als Gewände des nördlichen Seitenportals gedient haben muss.

Die Form der Seitenportale macht eine Erbauung des heutigen Langhauses um die Mitte des 14. Jahrhunderts sehr wohl möglich. Es ist daher nicht ausgeschlossen, dass das heutige Langhaus nach dem Übergang des Kirchensatzes und Patronats der Kirche Hausen an das Domstift Konstanz im Jahre 1360 erbaut worden ist.

Besser bestellt sind wir bezüglich der Erbauungszeit des heutigen Polygonalchores: Wie oben erwähnt, hält schon H. Fietz die Jahre 1486 und 1490 fest. Das erste Jahr könnte für den Bau an sich, das zweite dagegen für die Masswerkfenster gelten, bei welcher Gelegenheit dann auch das grosse Masswerkfenster in der Südwand des Langhauses eingebaut sowie südlich der Kirche eine Sakristei erstellt worden sind.

c) Umbauten an der Kirche

Um 1578 wurde die Kirche Hausen einer durchgreifenden Renovation und Umgestaltung unterzogen. In erster Linie kam damals die Empore in die Kirche (Datum am Holzpfeiler). Hand in Hand damit wurden die beiden Seitenportale aufgelassen, wobei das Gewände des nördlichen für das neue Westportal verwendet wurde. Zur Entlastung desselben schuf man das auf 1578 datierte Nordportal sowie die heutige Holzdecke, die Kanzel und einen Teil der Bestuhlung. 1585 kam endlich noch das rechteckige Südfenster über dem sogenannten Widenstuhl dazu, während 1844 dann die Sakristei abgebrochen wurde.

d) Gräber beziehungsweise Grabplatten (vgl. Beilage 5, 5)

Die Grabplatte Hans des Alten von Griessen zu Widen kam anlässlich der Entfernung des Herrschaftsstuhles Ende Juli 1959 zum Vorschein. Sie war bis dahin unbekannt geblieben. Die mächtige Sandsteinplatte trägt am Rand ein Schriftband: «Als man zalt von/cristi geburt 1482 jar starb der edel un(d)/fest Hans von/griessen lit hier begraben got sy im gnadig.» Im Bildfeld das Wappen der Herren von Griessen oder Griessheim: schräggeteilt von Blau und Gold.



Ossingen – Kirche Hausen. Grabplatte Hans des Alten von Griessen, gestorben 1482.

Die offenbar in eine blosse Grube gelegten Überreste müssen irgendeinmal gestört worden sein (1585³). Die Grabplatte steht heute in der Nische des zugemauerten Südportals. Durch die neugefundene Grabplatte wurde endlich das Todesjahr Hans d. A. von Griessen bekannt. Bisher behalf man sich stets mit dem ungefähren Datum «um 1473» (so E. Stauber in: Hist.-Biogr. Lexikon der Schweiz, III, S. 745).

Grabplatte 2 war seinerzeit ebenfalls mit einem Schriftband entlang dem Rande geschmückt, das aber bis zur Unleserlichkeit abgeschleut wurde. Einzig an einer Ecke blieben noch Buchstaben sichtbar. Das betreffende Viertel der Platte wurde deshalb neben die Grabplatte Hans des Alten gestellt. Wie beim Grab 1 kam auch hier nur eine geleerte und mit Schutt wieder eingefüllte Grabgrube zum Vorschein. – Die Grabplatte wurde 1959 durch eine neutrale Sandsteinplatte ersetzt.

Grabplatte 3 war vollständig blankgeschleut, jedoch bis auf zwei kleine Eckpartien noch gut erhalten. Die Platte bedeckt eine Grabgrube, deren vier Seiten mit einer Backsteinfuttermauer ausstaffiert sind. Auch hier lagen Knochen in einer Wiedereinfüllmasse wirr durcheinander.

Grabplatte 4 war nicht nur wie Nr. 3 vollständig abgeschleut, sondern obendrein so schlecht erhalten, dass sie kopiert werden musste. Die Kopie deckt heute wieder eine gruftähnliche Grabgrube: Sie ist von einem schmalen Mauerwerk umzogen und von einem Backsteingewölbe überdeckt, das leider zu einem unbekannten Zeitpunkt zwecks Untersuchung des Grabes zerstört worden ist.

2. Die Renovationen

Projekt und Bauleitung: R. Schaub, Bautechniker, Andelfingen. Experten der EKD: Dr. H. Holderegger, Sekretär der EKD, Zürich, und alt Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Architekt ETH, Zürich.

Bauzeit: Aussenrenovation: Mai 1957 bis März 1958; Innenrestaurierung: Juli 1959 bis Mai 1960.

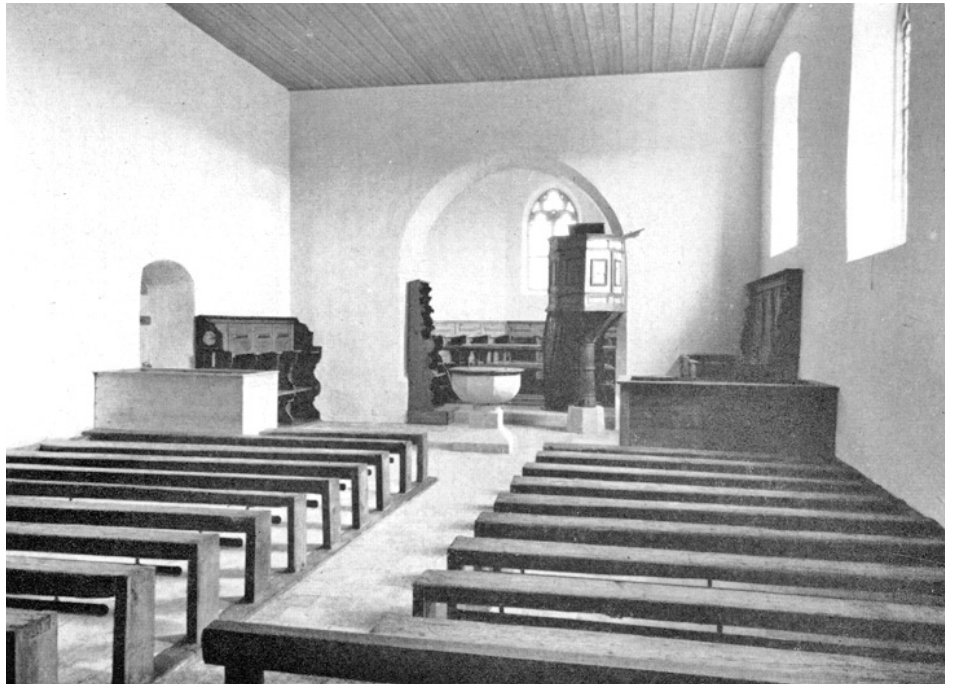
a) Die Aussenrenovation

Die Aussenrenovation umfasste die Ersetzung des Verputzes von 1920 durch einen Kellenbewurf, die Überarbeitung der verschiedenen Sandsteingewände, die Erneuerung des Daches und des Dachreiters sowie die Erstellung eines schlichten Vorzeichens vor dem Westportal. Im neuen Verputz wurden die einstigen Portale in der Nord- und Südmauer des Langhauswestteiles sowie eine spätgotische Türe in der Mitte der Nordmauer durch Ritzlinien markiert.

b) Die Innenrestaurierung

Die Innenrenovation brachte die Erneuerung der Böden in Chor und Schiff, hier vor allem auch unter der Bestuhlung, wo unter dem Bretterboden ein Hohlraum geschaffen wurde, dann die Reparatur der Bestuhlung selber, die Überarbeitung der Empore und einen Neuperputz der Wände. Ausserdem wird eine neue Orgel auf der Empore des Kirchleins aufgestellt werden.

Literatur: Kdm. Kt. Zürich, Bd. II, Basel 1938, S. 214 ff.; E. S(chneider), Aufdeckung einer mittelalterlichen Grabplatte im Kirchlein Hausen bei Ossingen, in: Tages-Anzeiger Nr. 299 vom 21. Dezember 1959.



Ossingen – Kirche Hausen. Inneres nach der Restaurierung 1959/60 gegen Osten.

PFÄFFIKON (Bez. Pfäffikon)

BURG

Anlässlich der Erweiterung der am Pfäffikersee stehenden Fabrikbauten der Firma J. Bietenholz & Co. nach Westen stiess man mit dem für die Aushubarbeiten eingesetzten Löffelbagger auf einen etwa 1,5 Meter breiten Streifen von dicht nebeneinandergestellten Pfahlstümpfen, und ungefähr in der Mitte der Baugrube lagen ausserdem unter Humus und Auffüllschichten beziehungsweise über der dort noch unter die Humusdecke herausragenden Torfschicht – in einem spitzen Winkel zueinander – zwei ansehnliche eichene, roh zugehauene Balken. Der erste mass 5,6 Meter in der Länge und war maximal 60 Zentimeter breit und 16 Zentimeter dick, der zweite dagegen war 4,20 Meter lang, maximal 52 Zentimeter breit und 46 Zentimeter dick. Die beiden Eichenbalken wurden in die Nähe des Ortsmuseums gebracht. Die hierauf von der kantonalen Denkmalpflege vorgenommenen Untersuchungen ergaben folgendes Bild (vgl. Beilage 6, 1–4):

a) *Aufbau des Terrains* (vgl. Profil Beilage 6, 4): Dank den von der Firma Bietenholz vorgenommenen Pfählungen für den geplanten Neubau wissen wir, dass der feste Boden (Schotter) 5 bis 8,5 Meter unter der heutigen Oberfläche liegt. Darüber lagern verschiedene Kies- und Sandschichten, bedeckt von einer Torfschicht, die an den ungestörten Stellen bis 80 Zentimeter unter die Oberfläche herauf-

reicht (Laufmeter 0 bis 2 beziehungsweise 16,5 bis 20). Von Laufmeter 3,5 bis 14,5 reichen die späteren Schichten bis 1,40 Meter hinunter, und zwischen Laufmeter 2 und 3,5 beziehungsweise 14,5 und 16 sind deutliche Böschungen zu erkennen, die beidseitigen Begrenzungen eines etwa 60 Zentimeter tiefen Wassergrabens. Trotz der Untiefe war dieser wegen seines Torf-«Bodens» nicht durchwatbar. Etwa 80 Zentimeter östlich der Ostböschung (zwischen Laufmeter 17 und 18,50) stak die Palisade im Boden. Die vier herausgezogenen Pfähle massen bei einem durchschnittlichen Durchmesser von 15 bis 20 Zentimetern noch 2,25 bis 2,90 Meter in der Länge.

Es handelte sich bei den Pfählen in der Mehrzahl um eichene, die oben grossenteils angebrannt, während diejenigen aus Tannenholz durchweg nur abgehackt waren. Ein einziger Pfahl war aus Buchenholz. Die Auffüllschichten bestehen aus Schlamm, Sand, Humus – direkt westlich der Palisade aus Bauschutt (Steine, Rundziegelreste), der über die zerstörte Palisade hinweg die Wassergrabenböschung hinuntergeworfen worden sein muss – sowie aus Schlamm, Sand und endlich einer modernen Planierungsschicht aus Mauer-, Backstein- und Ziegelschutt. Östlich der Palisade (ab Laufmeter 18,5) steigt der Torf bis 30 Zentimeter unter die heutige Oberfläche auf.

b) *Grundriss*: Der eben beschriebene Wassergraben und vor allem die Palisade sind im Übersichtsplan (Beilage 6, 1) sehr gut erkennbar: die Palisade als schwarzes Band mit drei Vorlegern gegen Westen hin, der Wassergraben durch



Pfäffikon — Palisadenreste im Burgareal nach der Freilegung 1958. Blick gegen den See.

die beiden Böschungszonen. Über die Details der Palisade orientieren die beiden Detailpläne: In einem 1,50 Meter breiten Streifen stehen die erwähnten eichenen und tannenen Pfähle – ein einziger Pfahl bestand aus Buchenholz – in dichter Folge eingerammt, einige sind abgebrochen, andere umgekippt, nur wenige fehlen (diejenigen, die vor Anfertigung der Pläne ausgerissen worden waren). Innerhalb des Pfahlstreifens stehen in Abständen von 4 Metern dichtere, 70 bis 80 Zentimeter breite Pfahlbänder, die 60 bis 70 Zentimeter weit über die Westflucht hinausgreifen, das heisst bis an die Ostböschung des Wassergrabens reichen. In diesen «Querriegeln» massierten sich die tannenen Pfähle beson-

ders, vor allem im Kern, und auffälligerweise waren hier die Köpfe der Pfähle durchgehend und ungefähr auf der Höhe der Torfoberfläche abgesägt, mit der Axt abgekantet und vom Rammklotz teilweise breitgeschlagen. Die Situation machte den Eindruck, als ob die Pfahlbündel der Querstreifen als Widerlager gedient hätten. Die Pfähle der übrigen Palisadenteile jedenfalls waren durchweg länger und ungleichmässig hoch abgehackt. Sowohl in den «Querstreifen» wie auch in den übrigen Teilen der Palisade waren auffälligerweise die Köpfe der eichenen Pfähle über der Torfzone zudem fast durchgehend angekohlt, die tannenen dagegen nirgends. Endlich sei hier nochmals auf das im Zusammenhang mit der Beschreibung des Profils Gesagte betreffend den über Palisade und östlicher Wassergrabenböschung liegenden Bauschutt aufmerksam gemacht. Daraus folgt, dass die Palisade einmal verbrannt und später irgendwie anders zerstört worden sein muss.

c) *Deutung:* Wassergraben und Palisade erstrecken sich von Nord nach Süd, das heisst sie laufen im rechten Winkel auf das Seeufer zu. Leider war es 1958 nicht möglich, die seeseitigen Enden zu fassen. Da die Uferpromenade aber 1910 angeschüttet worden ist und der alte Ufersaum ungefähr in der Gegend des nördlichen (inneren) Randes der Promenade lag, dürfte zumindest die ehemalige Mündung des Wassergrabens etwa in der Mitte der Promenade angenommen werden. Die Palisade allerdings könnte im rechten Winkel dem Ufer entlang bis zu einer analogen Stelle im Osten, von wo sie wieder landeinwärts geführt hätte, durchgezogen gewesen sein. Nördlich unseres Grabungsplatzes ist die Palisade noch erhalten. Ihr Verlauf könnte – wie auch derjenige des rund 14 Meter breiten Wassergrabens – durch spätere Sondierungen noch genauer abgeklärt werden. Dies dürfte allerdings nur im Zusammenhang mit der Freilegung der 1918 angeschnittenen Mauerzüge der Burg (?) erfolgen, wozu vielleicht auch die 1780 gefundenen Eichenhölzer (lies: Eichenpfähle!) und der 1926 unter der Leitung von Otto Leuenberger teilweise freigelegte Kalkboden gehört haben dürften (?). Leider wurden weder 1918 die freigelegten Mauerzüge noch 1926 der abgedeckte Kalkboden eingemessen. Immerhin konnten dank einigen Angaben des um die Ortsforschung von Pfäffikon sehr verdienten Otto Leuenberger sowohl das 1918 angeschnittene Mauerwerk als auch der 1926 abgedeckte Kalkboden einigermaßen in unserem Übersichtsplan fixiert werden. Es scheint demnach so gut wie sicher, dass wir 1958 in Wassergraben und Palisade Überreste der einstigen Verteidigungsanlage der Wasserburg Pfäffikon gefasst haben. Eine umfassende Ausgrabung der in der Burgwiese von Pfäffikon steckenden Baureste würde sich daher sicher lohnen.

Die Anlage ist für die Forschung nach Hugo Schneider um so wichtiger, als wir hier erstmals die Konstruktion und die Mächtigkeit einer Palisade erkennen können, die uns aus den schweizerischen Bilderchroniken als Wehranlagen um Burgen und Dörfer bekannt sind. Nach H. Schnei-



Pfäffikon – Palisadenreste im Burgareal. Detailaufnahme eines «Vorlegers» mit abgesägten Tannen- und abgehackten Eichenpfählen.

der «lassen die verbrannten Eichenpfähle die Nachricht von der Zerstörung von Burg und Dorf Pfäffikon im Jahre 1386 aufleben, während die Tannenpfähle der nach dem Abzug der Eidgenossen vorgenommenen Wiederaufbauperiode angehören könnten und erst später, nach der zweiten Zerstörung der Burg durch die Schwyzer im Jahre 1444 dem Zerfall preisgegeben waren». In diese Zeit dürfte unseres Erachtens die Bauschuttschicht auf der Ostböschung des Wassergrabens gehören.

Funde: Anlässlich der Untersuchung von 1958 kamen ausser Backstein- und Rundziegelfragmenten sowie den herausgezogenen Pfählen keine weiteren Funde zum Vorschein.

Literatur: F. Vogel, Die alten Chroniken (usw.), Zürich 1845, S. 519 f.; H. Zeller-Werdmüller, Zürcherische Burgen, in: MAGZ, Bd. 23, S. 351; E. Stauber, Burg Pfäffikon, in: Zürcher Monats-Chronik 1948/50, S. 38 f.; W. D(rack), Eine mittelalterliche Palisade und ein Wassergraben (usw.), in: Tagblatt des Bezirkes Pfäffikon, Nr. 247 vom 23. Oktober 1958; H. S(chneider), Burg Pfäffikon ZH, in: NBV, XXXII. Jg. 1959, S. 6 f.

FLUR WITZBERG

Fund eines Mammutknochens

Im Juli 1959 entdeckten Arbeiter beim Kiesabgraben in der Kiesgrube Witzberg zwischen Neuhaus und dem Gehöft Speck (Koord. 700500/247750) 3 Meter unter dem heutigen Bodenniveau im anstehenden Endglazialschotter (Würmschotter) einen Mammutwirbel (Atlas), den Dr. phil. 11 H. Hartmann, Wallisellen, untersuchte. Der Wirbel muss von einem Tier stammen, «dessen Widerristhöhe schätzungsweise 3 Meter» betragen haben muss.

Aufbewahrungsort: Ortsmuseum Pfäffikon.

REGENSDORF (Bez. Dielsdorf)

REFORMIERTES PFARRHAUS

Im Frühjahr 1959 wurde das Pfarrhaus Regensdorf im Zusammenhang mit einem Innenumbau einer gründlichen Aussenrenovation unterzogen. Bei dieser Gelegenheit kamen unter dem Boden des nordöstlichen, zum Studierzimmer umgestalteten Partererraumes ältere Mauerreste zum Vorschein, die einer Untersuchung unterzogen wurden.

1. Die Ergebnisse der baugeschichtlichen Untersuchungen (vgl. Beilage 5, 7)

Es konnten grundsätzlich zwei zeitlich verschiedene Horizonte festgestellt werden. Unter dem Bodenniveau, vor allem des Westteiles des heutigen Studierzimmers, zeigten sich Spuren einer durchschnittlich etwa 20 Zentimeter dicken Brandschicht, die mit rotgebrannten Lehmbröckeln, Holzkohle und stellenweise mit Keramikscherben durchsetzt war. In dem in der Eingangshalle angelegten Sondierloch konnte diese Brandschicht nur mehr in recht geringen Spuren gefasst werden, so dass sie sich offenbar gegen Westen hin (wie auch im Gebiet des Ostteiles des Studierzimmers) verliert. Die Brandschicht dürfte auf Grund der vorgefundenen Keramik von einem Bau des 13. Jahrhunderts stammen. Da über der Brandschicht eine stellenweise bis 30 Zentimeter mächtige Humusschicht lag, müssen die über sie hinausragenden spärlichen Mauerreste zu einem Bau viel jüngeren Datums gehört haben, wohl zu einem Vorläufer des heutigen, im Jahre 1761 erbauten Pfarrhauses. Bei Gelegenheit des Abbruchs der Jauchegrube an der der sogenannten «Oberen Kirche» gegenüberliegenden Pfarrhaus-Südmauer kamen am 24. März 1960 Skelettreste und Sargspuren zum Vorschein, und es war dem Denkmalpfleger möglich, zugleich auch die freigelegten Fundamente der betreffenden Mauer zu studieren. Die genannten Gräberreste stammen fraglos vom alten Friedhof, und es unterliegt keinem Zweifel, dass die heutige Südmauer des Pfarrhauses auf den Überresten einer alten Friedhofmauer steht, die offensichtlich ganz unregelmässig eine Geländeterrasse um die Kirche herum umzogen hatte. Ihr weiterer Verlauf bleibt gelegentlichen Beobachtungen bei Terrainarbeiten im Bereich des Pfarrhauses vorbehalten.

2. Die Aussenrenovation

Projekt und Bauleitung: Kantonales Hochbauamt, Zürich.
Bauzeit: April bis November 1959.

Das Hauptaugenmerk der Aussenrenovation von 1959 galt der Freilegung des Riegels. Dieser war früher nicht sichtbar. Die vielen Eingriffe in das Dorfbild von Regensdorf machten es hingegen wünschenswert, dem heute noch



Regensdorf – Die sogenannte Obere Kirche und das Pfarrhaus. Blick gegen Nordwesten.

einigermassen bestehenden und noch nicht allzusehr veränderten Kern des Oberdorfes um die im Jahre 1953 bis 1955 restaurierte sogenannte «Obere Kirche» (auch «Reginlikapelle») herum einen im Sinne des schon früher restaurierten Riegelbaues der Wirtschaft «Zur Mühle» einen weiteren altzürcherischen Baustil atmenden Akzent zu geben. Die Mühe hat sich reichlich gelohnt. Unter der Leitung des Hochbauamtes wurde bei gleichzeitigem, den heutigen Wohnverhältnissen gerecht werdendem Innenausbau eine prächtige Fassade geschaffen.

RHEINAU (Bez. Andelfingen)

EHEMALIGE KLOSTERKIRCHE

Sakristei

Projekt und Bauleitung: Kantonales Hochbauamt, Zürich, unter der Oberleitung von Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Arch. ETH.

Bauzeit: März 1958 bis Mai 1959.

Im Zuge der Einrichtung der Kantonalen Heil- und Pflegeanstalt Rheinau war unter anderm auch die prächtige Barocksakristei östlich der ehemaligen Klosterkirche Rheinau geteilt und die östliche Hälfte als Badetrakt ausgebaut worden. Nach nahezu 100 Jahren konnte der einstige grossartige Sakristeiraum wiederhergestellt werden. Die Vor-

aussetzung hierzu musste durch die Verlegung der Bäder geschaffen werden. Der glückliche Umstand, dass im westlichen, als Sakristei verbliebenen Teil sozusagen alle Schreinerarbeiten, auch die des östlichen Teiles vorhanden waren, erleichterte das Vorhaben.

Die Restaurierung umfasste folgende Arbeiten: Auf einen neuen Betonboden, Lager und Blindboden wurde der neue Boden aus Eichenriemen und Nussbaumfriesen verlegt. Als Vorlage für die Einteilung dienten während der Bauarbeiten unter den Schränken an der Zwischenwand und an der Nordwand gefundene Reste des ursprünglichen Bodens aus Tannenriemen und Eichenfriesen. – Der Wandverputz wurde stellenweise erneuert, ebenso wurden die Fenster der Nordwand und die ovalen Fenster der Südwand in Anlehnung an die vorhandenen neu erstellt. – Die Stukkaturen der Decke waren an wenigen Stellen und nur in geringen Ausmassen zerstört, so dass sämtliche Ornamente noch gut erkennbar waren. Dagegen hatte der Gips selber im ehemaligen Badetrakt stark gelitten, was bedingte, dass in einigen Feldern nahezu alle Stukkaturen neu aufgetragen werden mussten. – Die Schreinerarbeiten der Westwand sind beim Brand von 1869 zugrunde gegangen, ausgenommen der nördliche Abschluss mit eingebautem Zinnbecken sowie das Altarbild mit Rahmen und Bekrönung. Der Schrank mit Becken wurde in die Südwestecke eingepasst und in Anlehnung an den Altar der Ostwand die Umrahmung des Bildes ergänzt und der Korpus neu erstellt. Rechts

und links des Altars wurden Vitrinen für den Klosterschatz aufgestellt. An der Nordwand wurden unter Verwendung von Plänen des Technischen Arbeitsdienstes zwei Pfeilverkleidungen mit Intarsien von J. Stoessel in Zürich neu geschaffen. Ausserdem wurden die Aufsätze über der Bekrönung der Altäre nach vorhandenen Bruchstücken neu erstellt und die beiden Altarbilder restauriert. – An Stelle der alten Beleuchtungskörper in den Gurtbögen wurden einfache Stehlampen mit Deckenstrahlern aufgestellt.

Literatur: Vgl. allgemein Kdm. Kt. Zürich, Bd. I, Basel 1938, S. 282 ff.

RICHTERSWIL (Bez. Horgen) BURGRUINE ALT-WÄDENSWIL

Anfangs 1958 stürzte die Mittelpartie der Ostmauer der Burgruine ein. Die Stiftung zur Erhaltung der Burg Alt-Wädenswil nahm sich unter dem Präsidium von Dr. A. Hauser in Wädenswil sogleich der Sache an und lud die kantonale Denkmalpflege zur Mitarbeit ein. Diese riet, sich nicht nur mit der notdürftigen Schliessung der Bresche zu begnügen, sondern die sehr mürbe Ostmauer bei dieser Gelegenheit einer gründlichen Konservierung zu unterziehen. Um sicher zu gehen, wurde Aufseher Karl Hürbin aus Augst BL zugezogen, der über eine grosse Erfahrung im Renovieren antiker Mauern verfügt. Die Rekonstruktions- und Renovationsarbeiten wurden alsdann im Laufe



Rheinau – Ehemalige Klosterkirche. Die Sakristei nach der Restaurierung von 1958/59. Blick gegen Osten.



Richterswil – Burgruine Alt-Wädenswil. Die Ostmauer des Ritterhauses nach der Wiederinstandstellung von 1958. Blick gegen Osten.

des Sommers 1958 von der Firma Wirz & Co. in Wädenswil durchgeführt. Dabei wurde ein Grubenkalkgemisch verwendet, das mit Erfolg seit Jahren in Augst bei der Konservierung römischer Mauern gebraucht wird. In die Kosten haben sich die Gemeinden Wädenswil und Richterswil, der Kanton Zürich sowie elf Industrie- und Bankfirmen von Wädenswil, Richterswil und Wollerau SZ geteilt.

Literatur: Allgemein vgl. P. Ziegler, Aus der Geschichte der Burg Wädenswil, Wädenswil 1954.

als Eckquader verbaut. Auf der Höhe des zweiten Stockwerkes und auf der Nordseite des heutigen Baues konnte der ehemalige Hocheinstieg freigelegt werden: ein 0,75 Meter breites und 1,70 Meter hohes rundbogiges Portal, dessen

Schlatt – Das Pfarrhaus in Unterschlatt mit der markanten Ruine des ehemaligen Wohnturmes. In der Nordfassade (rechts) der Hocheinstieg. Ansicht aus Nordosten.

SCHLATT (Bez. Winterthur)

PFARRHAUS

Mittelalterlicher Wohnturm

Projekt und Bauleitung: Kantonales Hochbauamt, Zürich, unter der Oberleitung von Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Arch. ETH.

Bauzeit : Juni bis November 1958.

1. Der mittelalterliche Burgturm (vgl. Beilage 5, 8 u. 9)

Bei der Aussenrenovation des Pfarrhauses kam nach Abschlagen des Verputzes nebst anderen Details und Anhaltspunkten für die Baugeschichte vor allem das Mauerwerk des längst bekannten mittelalterlichen Wohnturmes, welcher den eigentlichen Kernbau des Pfarrhauses überhaupt bildet, zum Vorschein. Es ist auf der Ostseite noch bis unter das Dach des heutigen Baues erhalten und besteht fast durchgehend aus ansehnlichen Kieseln und Kalksteinbrocken. Diese wurden vor allem – schlecht und recht zugehauen –



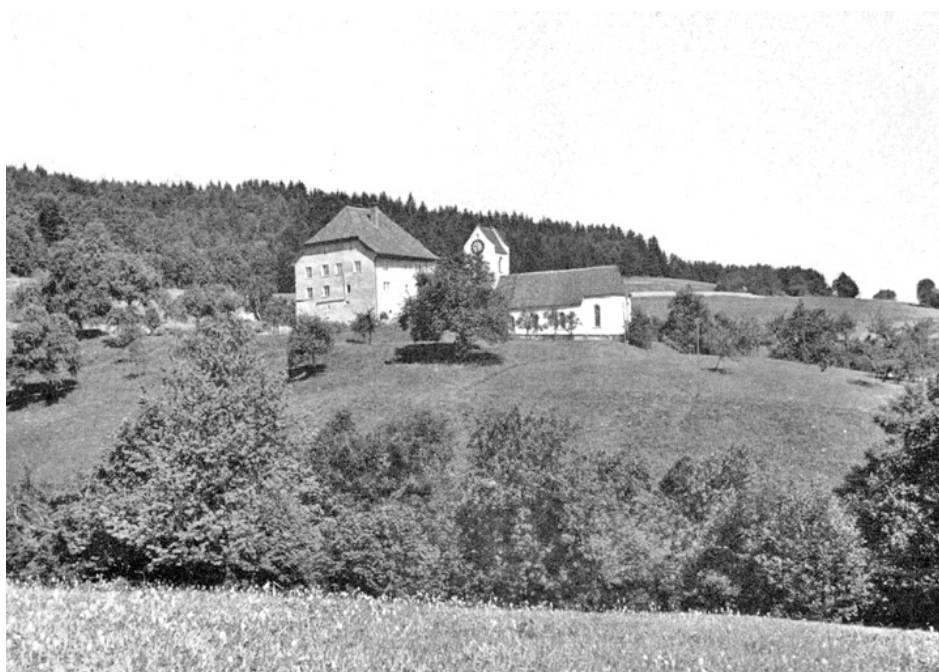
Gewände aus recht gut zubehauenen Sandsteinquadern konstruiert worden ist. Auf der Innenseite war noch der Balken, mit dem die Tür verrammt werden konnte, vorhanden. Die Mauern sind rund 2 Meter dick, die Aussenmasse des Turmes betragen rund 8×8 Meter, und bei der Nordwestecke misst man ab äusserem Bodenniveau bis zur heutigen Oberkante der Mauer noch immer 9 Meter. Das Kellerniveau liegt bloss 1 Meter tiefer als die heutige Oberfläche des angrenzenden Umgeländes.

Leider wurde das an sich saubere Kieselbollenmauerwerk beim 1583 erfolgten Ausbau des Turmes zur Pfarrwohnung stark mitgenommen: Auf der Ostseite musste nicht nur Raum für zwei ansehnliche Fenster geschaffen, sondern überdies auch die ganze Südostecke des Turmes bis auf etwa 2 Meter über Bodenniveau ausgebrochen werden; in der Nordfassade dagegen wurden Löcher für zwei Fenster sowie ausserdem noch ein Zugang zur nordwärts angebauten Remise aus der mächtigen Mauer ausgebrochen. Ähnlich wurde mit den heute im Innern des grossen Pfarrhauses verbauten Süd- und Westmauern umgesprungen, ja sie sind praktisch daselbst nur mehr im Kellergeschoss einigermaßen erhalten geblieben.

Ein Vorläufer des Turmes dürfte bereits um die Mitte des 11. Jahrhunderts gestanden haben; er wurde aber 1334 von den Zürchern zerstört. Er wurde indes bald wieder aufgebaut und wechselte in der Folge öfters den Besitzer. «1531 erwarben die Chorherren auf dem Heiligenberg bei Winterthur den Burgturm und wiesen ihn dem Pfarrer zur Wohnung an» (Chronik [usw.], S. 81).

2. Zur Baugeschichte des Pfarrhauses

Bei Anlass der Renovation machte es sich der Denkmalpfleger zur Pflicht, der Baugeschichte des Pfarrhauses nachzugehen. Aus dem Grundriss des Kellergeschosses ist recht gut ersichtlich, dass das durch Erweiterung des mittelalterlichen Turmes erbaute Pfarrhaus offensichtlich in mehr als einer Bauetappe erstellt worden sein muss. Eine erste Erweiterung bildet der winkelförmige Anbau südlich und südwestlich des Turmes. Dieser Neubau dürfte zweigeschossig ausgeführt worden sein. Von der Ausstattung stammen offensichtlich die beiden schmalen Fenster mit den gotischen Gewänden in der Südfassade. Der Bau dürfte identisch sein mit dem aus dem Jahre 1583 gemeldeten Neubau des Pfarrhauses. 1748/49 erfolgte dann der grosse Umbau, in dessen Verlauf das Pfarrhaus die heutige Gestalt erhielt: Der südwestlich des Turmes liegende Teil des winkelförmigen Anbaues und die Westhälfte der Südmauer des eigentlichen Südtraktes wurden bis auf die Höhe der Kellerdecke abgerissen und neu aufgeführt. Hand in Hand mit diesem umfassenden Umbau erfolgte die Erweiterung des unterkellerten Südwesttraktes nach Norden, wobei die Westmauer in der alten Dicke nordwärts fortgeführt und vor die gebrochene Südwestecke ein rechtwinkliger Strebepfeiler konstruiert worden ist. Dieser Ausbau ist mittels der in der Leibung des Fensters westlich der heutigen Haustüre 1958 zum Vorschein gekommenen und offen gehaltenen Jahrzahl 1748 einwandfrei datiert. Später muss die Westmauer am nördlichen Ende durch einen Strebepfeiler ge-



Schlatt — Kirche und Pfarrhaus in Unterschlatt, von Südosten gesehen.

sichert und gleichzeitig die Nordwestecke neu hochgeführt worden sein, so wenigstens scheint die dort bis zur Hälfte in die Nordmauer reichende Mauerfuge gedeutet werden zu müssen. Diese Vorkehr dürfte im Zusammenhang mit dem Bau der Remise nördlich des Wohnturmes erfolgt sein.

Literatur: E. Stauber, Die Burgen des Bezirkes Winterthur (usw.), in: 285. Njbl. der Stadtbibliothek Winterthur, 1953/54, S. 267 ff.; H. Zeller-Werdmüller, Zürcherische Burgen, in MAGZ, Bd. 23, S. 364; Chronik der Bezirke Winterthur und Andelfingen, vf. v. E. Dejung, W. Ganz und P. Kläui, 1945, S. 81; H. Peter, Renovation des Pfarrhauses Schlatt bei Rätterschen, in: Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins, XXXII. Jg. 1959, S. 7 f.

SCHLIEREN (Bez. Zürich)

Überreste eines alten Flusslaufes (vgl. Beilage 5, 10)

Ende Mai 1959 meldete Architekt Walter Niehus, Zürich, dass bei Aushubarbeiten für den Lagerhausneubau der Firma H. Kohler AG, Zürich, in einer dunklen Schicht alte Hölzer zum Vorschein gekommen seien. Eine sogleich in Zusammenarbeit mit Postverwalter Karl Heid, Dietikon, durchgeführte Untersuchung führte zur Beobachtung, dass es sich bei den dunklen Schichten um den Niederschlag eines alten Limmatlaufes handelt, der im Laufe der Jahrhunderte mehrmals sein Bett verändert haben muss. Leider

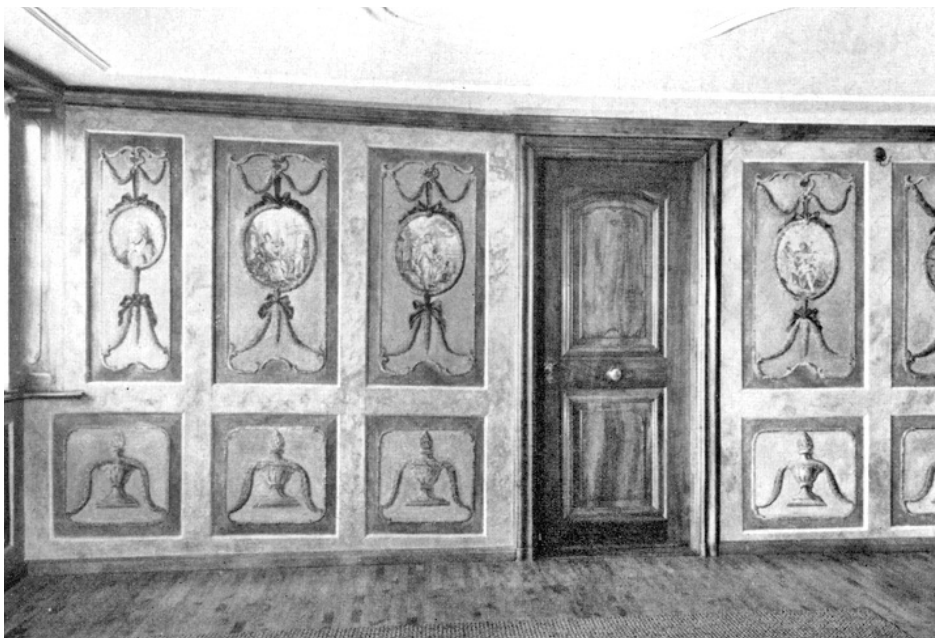
waren die Betonarbeiten schon sehr weit fortgeschritten. So war es nur noch möglich, in einem allgemeinen Situationsplan ein Profil festzuhalten sowie einige Holzreste, Tierknochen und unbestimmbare Keramikscherben zu bergen.

Dr. H. Hartmann-Frick, Wallisellen, hatte die Freundlichkeit, die tierischen Knochenreste zu untersuchen. Seine Liste umfasst:

Pferd (*Equus caballus*, 4 Knochen). Es muss sich um ein Individuum gehandelt haben, dessen Widerristhöhe um 130 Zentimeter lag. – Ziege (*Capra hircus* L., 1 Metacarpus, 108,5 Zentimeter lang, gegenüber heutigen Ziegen also eher kurz). – Edelhirsch (*Cervus elaphus* L., 1 Scapulafragment links, das deutlich grösser ist als bei heutigen Hirschen). – Fuchs (*Vulpes vulpes* L., 1 Tibiafragment links).

Die Holzreste werden mittels der C-14-Methode im Physikalischen Institut der Universität Bern datiert.

Aufbewahrungsort: Keramikscherben: Heimatmuseum Schlieren. Knochenreste: Zoologisches Museum der Universität Zürich.



Stäfa – Die Nordwestwand des sogenannten «Salons» im Langhaus der Baumannhäuser im Mies nach der Restaurierung 1959.

STÄFA (Bez. Meilen)

MIES

Baumannhäuser: Langhaus

Der sogenannte «Salon» im 1743 bis 1762 erbauten Langhaus der Häusergruppe im «Mies» (rund einen Kilometer östlich Stäfa) enthält eine Folge von grau-braunen Täfermalereien, welche 1959 unter Aufsicht der kantonalen Denkmalpflege durch Maler Fritz Braun (Oetwil am See) restauriert wurden. Vorzüglich geben sie den Eindruck von Wohnlichkeit wieder, welche das 18. Jahrhundert – städtisch und ländlich – in bescheidenem Wohlstand pflegte. Zwar sind aus dem Gebiet des Kantons Zürich besser erhaltene und qualitativ bemerkenswertere Täfermalereien bekannt, aber gerade auf der Landschaft befinden sich verschwindend wenige noch an Ort und Stelle. Daher ist das Verständnis des Hausherrn Albert Dändliker, das bemalte Täfer wieder herzustellen, auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt her sehr zu begrüßen.

Das Getäfer trägt in den oberen zwei Dritteln wechselnde Sujets in bändergefasstem Medaillon, das untere Drittel schmückt die beliebte ornamentale Urne, vom Pinienknauf gekrönt; beidseitig fliessen dekorative Girlanden von ihr herab. Diese Girlanden geben Echo auf das Gerank in den oberen Feldern, welche das ovale Medaillon umgeben; in ihnen manifestiert sich der sparsamere Geist des Zopfstils. Der Betrachter kennt diese Dekorationsart vor allem an bemalten Kachelöfen des 18./19. Jahrhunderts. Wir können daher nicht annehmen, dass das Getäfer schon 1762, mit Vollendung des Hauses, entstand. Wie ländliche Rokokomalereien in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts aussah, zeigen die Malereien im Schloss Wülflingen: diese Zeit benutzte noch lange Muschelwerk und lappiges Blattgerank, während wir hier die symmetrische Ornamentik des Zopfstiles haben.

Nach älteren Rokokovorlagen kopiert sind jedoch die bildlichen Darstellungen. Zwei davon geben idealisierte Köpfe im Stil der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wieder. Das Männerbildnis weist gewisse Ähnlichkeit mit Friedrich dem Grossen auf, in der Dame könnte man Marie-Antoinette erkennen – zwei gekrönte Häupter, die sich in der Eidgenossenschaft grosser Beliebtheit erfreuten. Neben diesen Bildnismedaillons finden sich sechs Darstellungen antiker Gottheiten: Minerva, Ceres, Flora, eine pausbackige Diana, zudem – sehr schlecht erhalten – wahrscheinlich Venus und ein unbestimmbarer, nur schwer zu restaurierender Gott. Dieser Olymp gibt eine treuherzige Kopie nach französischen Kupfern in der Art von Boucher. Das gleiche gilt von den vier Genreszenen, welche den Zyklus abschliessen und als Anspielung an die Jahreszeiten verstanden werden dürften: der galante Gärtner verkörpert den Frühling, der Durstige am Brunnen den Sommer, der

Apfelpflücker und seine Dame den Herbst, das flüchtende Paar den Winter.

Der Schöpfer dieser geschickten Handwerksarbeit lässt sich mit Namen nicht nachweisen. Sicher gehen wir nicht fehl, wenn wir einen ländlichen Ofen- und Dekorationsmaler annehmen, wie sie das 18. Jahrhundert zahlreich hervorbrachte, bescheidene Kunder einer Kunst, die der heiteren Muse des Alltags diente.

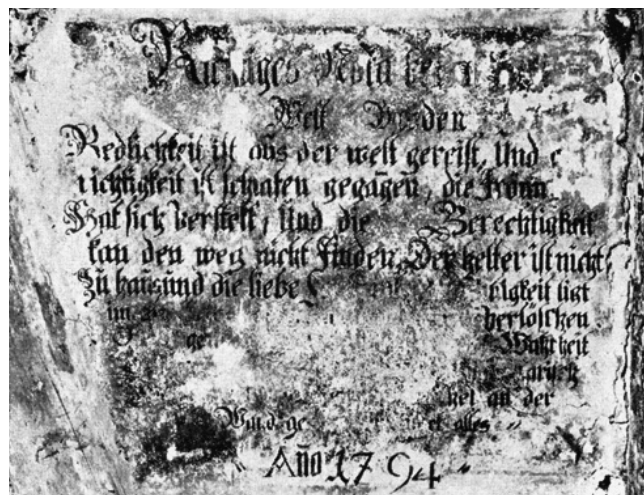
Ursula Isler-Hungerbühler (UK XI/1960, S. 36 f.)

WANGEN (Bez. Uster)

HAUS ASSEK.-NR. 128

Anfangs 1959 wurde das Haus Assek.-Nr. 128 zwischen den Wirtschaften «Zum Rebstock» und «Zum Sternen» einer durchgreifenden Innen- und Aussenrenovation unterzogen. Als am 28. Januar eine Holzverkleidung im Hausgang herausgerissen wurde, kam an der scheunenseitigen Riegelwand auf dem Verputz eine Inschrift zum Vorschein. Sie mass ungefähr 60 Zentimeter in der Breite. Der Hauseigentümer, Hans Lippuner, «Zum Rebstock», beauftragte auf Anregung des Denkmalpflegers den Restaurator Alfred Baur aus Zürich, die Inschrift zu reinigen. Um die Lesung bemühte sich anschliessend alt Lehrer Heinrich Hedinger, Regensberg. Die kantonale Denkmalpflege liess die Inschrift photographieren, die leider zufolge eines Missverständnisses mit neuem Verputz zugedeckt worden ist.

Wangen – Haus Assek.-Nr. 128. Die 1959 entdeckte Inschrift von 1794.



Der Text lautet nach H. Hedinger:

«Richtiges Nota bei a(llen)
Welt Wenden (?)

Redlichkeit ist aus der welt gereist, Und a(u)f-
richtigkeit ist schlafen gegangen, die Frömm(igkeit)
Hat sich versteckt, Und die Gerechtigkeit
kan den weg nicht finden, Der helfer ist nicht
zu haus, und die liebe S(anftmut) und (Gü)tigkeit
(Einigkeit?) ligt
im arg(en, und die Zufriedenheit ist am) verlöschen.
Die(?) ge (unleserlich) Wahrheit
(unleserlich) wisch(?), ntrisch(?)
(unleserlich) (na)het, an der
(unleserlich) Wand ge (unleserlich) et alles
Anno 1794»

Es ist ein jammernder Hinweis auf die Revolutionsjahre.

Aufbewahrungsort: Die Karte mit dieser Inschrift befindet sich unter Nr. 812 a in der Inschriftenkartothek des Staatsarchivs.

WETZIKON (Bez. Hinwil)

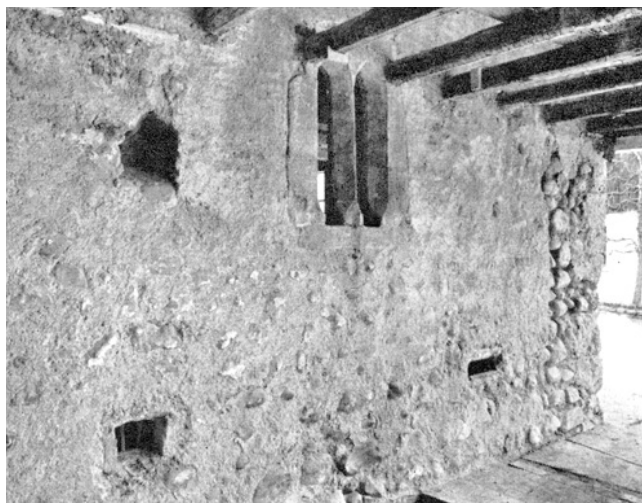
OBERWETZIKON

EHEMALIGES SCHULHAUS

(Vgl. Beilage 5,11)

Im Frühjahr 1958 gestaltete die Bauunternehmung K. & A. Hirzel in Wetzikon den Westteil ihrer Geschäftshäusergruppe grundlegend um. Der zwischen dem Wohnhaus K. Hirzel und dem heutigen Bürohaus gelegene Flarz wurde vollständig abgerissen und an dessen Stelle eine Eingangshalle und ein Garten angelegt. Bei dieser Gelegenheit musste auch das bekannte, zeitweilig als Überreste einer Kapelle (57. Ber. AGZ 1930/31, S. 22) gedeutete alte, bis 80 Zentimeter dicke Mauerwerk mit einem gekuppelten gotischen Spitzbogenfenster abgebrochen werden.

Nach Abbruch des Daches und der Bodeneinbauten nahm sich die kantonale Denkmalpflege der Ruine an. Die Untersuchungen lohnten sich insofern, als im Keller ein alter Bollensteinboden 25 Zentimeter unter dem neuzeitlichen Bodenniveau konstatiert und ausserdem nachgewiesen werden konnte, dass sowohl die Nord- als auch die Südmauer in den Fundamentpartien die gleiche Stärke wie die Ostmauer mit dem gekuppelten Fenster aufwiesen und nur im ersten Stockwerk im Zuge von Umbauten durch neues, dünneres Mauerwerk ersetzt worden waren. Dasselbe muss auch bei der im Kern noch grossenteils erhaltenen Westmauer zutreffen. Der Kellerraum war durch diese vier Mauern umzogen, die ein «kurzes» Rechteck von 5,75 × 7 Meter Ausdehnung gebildet hatten. Da der Keller etwas über die



Wetzikon – Mauerrest des ersten Schulhauses in Oberwetzikon mit dem gekuppelten gotischen Fenster vor dem Abbruch im Jahre 1958.

Bodenoberfläche hinaus ragte, lag der Boden des «Erdgeschosses» 1 Meter über dem natürlichen Boden. Darüber folgte ein erstes Stockwerk. Die Frage, ob noch ein zweites Stockwerk vorhanden war, ist eher negativ zu beantworten; denn die Überreste weisen doch mehr auf ein mittelalterliches Wohnhaus denn auf einen «Wohnturm» hin. Felix Meier deutete unseren Gebäuderest als Steinkammer eines sonst aus Riegeln erbauten grösseren Hauses (S. 411), die höchst wahrscheinlich einstmals dem Kaplan als Wohnung diente. 1683 wurde das Gebäude von Pfarrer Fries und Gerichtsherrn Junker Meiss gekauft und zu einem Schulhaus umgebaut (E. Stauber). Als 1833 ein neues Schulhaus eingeweiht wurde, ging unser Bau käuflich an Schneider Jakob Wild über.

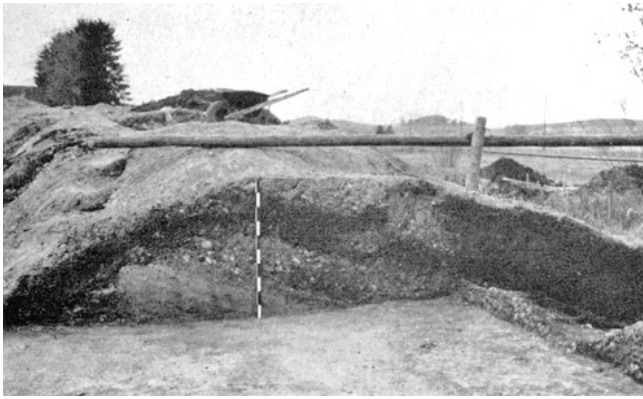
Literatur: F. Meier, Geschichte der Gemeinde Wetzikon, Wetzikon 1881, S. 411 und 560 ff.; E. Stauber, Die zürcherischen Landschulen im Anfang des 18. Jahrhunderts, im 120. Njbl., hg. v. d. Hülfses. in Zürich a. d. Jahr 1920, S. 33, m. Abb.; 57. Ber. AGZ 1930/31, S. 22 (Die dort erwähnte Rappoltskapelle muss anderswo gesucht werden); W. D(rack), Das erste Schulhaus von Wetzikon, in: «Der Freisinnige» vom 3. Mai 1958.

ROBENHAUSEN

FURTACKER

Mesolithische Siedlungsstelle

Im Auftrag der kantonalen Denkmalpflege führte das Schweizerische Landesmuseum in der Zeit vom 13. April bis 11. Mai 1959 in der mesolithischen Station Furtacker unter Leitung des Verfassers und unter Mitwirkung von A. und Fr. Hürlimann, Zürich beziehungsweise Seegraben,



Wetzikon – Robenhausen. Mesolithische Siedlungsstelle im Furtacker. Ansicht des einen Profils mit der dunklen Kulturschicht, die rechts infolge Entwässerung abgesunken und links durch die moderne Kiesgrube zerstört ist.

eine erste Grabung durch. Die Untersuchung wurde seitens der Schweizerischen Gesellschaft für Urgeschichte und des Schweizerischen Landesmuseums subventioniert.

Die durch zahlreiche Oberflächenfunde bekannt gewordene Siedlungsstelle erstreckte sich längs des Südufers des ehemals bis Robenhausen reichenden und hier durch einen von Ost nach West streichenden Moränenzug begrenzten Pfäffikersees. Die langgezogene, plateauförmige Moräne selbst war praktisch über Nacht der Kiesausbeutung zum Opfer gefallen, so dass sich die Untersuchung der stehengebliebenen, vom Standpunkt der Siedlungsforschung aus gesehen zweifellos interessantesten Randzone aufdrängte. Dies um so mehr, als weitere Veränderungen durch das Auffüllen der durch die Kiesgewinnung entstandenen Tümpel bevorstehen. Zur Abdeckung gelangte vorerst eine Zone von 20 Metern Länge auf 4 Meter Breite nach vor-

gängiger Anlage von zwei wegleitenden Sondierschnitten. Als wichtigste Feststellungen sind zu erwähnen das Vorhandensein einer dicht mit Funden durchsetzten Kiesbank längs des Ufers und von seewärts daran anschliessenden Holzlagen, die ebenfalls in direktem Zusammenhang mit der Besiedlung des Uferstreifens während einer jüngeren Phase des Mesolithikums stehen. Die Kiesbank zeitigte künstliche Eintiefungen und Steinlagen, die auf eine Besiedlung dieser Zone schliessen lassen. Im besonderen sei auf eine mit Kohle gefüllte Grube sowie eine Silexschlagstätte in Form einer mit Nuklei durchsetzten Steinsetzung hingewiesen. Der Kieshorizont war stellenweise über einen halben Meter tief mit Geräten und Absplissen aus Feuerstein und mit Kohleneinschlüssen durchsetzt. Die tiefer gelagerten Objekte unterscheiden sich materialmässig und typologisch von solchen aus der höher liegenden Fundschicht, in die sich der seewärts anstehende Torfhorizont mit den Holzlagen verzahnt. Diese bestehen aus mächtigen Eschen- und Eichenstämmen in Form von Grundswellen und umgelegten Baumstämmen, über die quer dazu Nadelholzriemen verlaufen. Unmittelbar über diesen Böden und in höheren Lagen stellten sich ebenfalls Geräte und Absplisse ein, jedoch in bedeutend geringerer Zahl als in der landwärts anstossenden, sandig-kiesigen Kulturschicht. Die Funktion der Böden konnte noch nicht eindeutig geklärt werden, ein Problem, dessen Lösung der abschliessenden Grabung sowie Spezialuntersuchungen der Fundschichten vorbehalten bleibt. Unter dem einige tausend Gegenstände zählenden Fundgut sei im besonderen auf einen ambossartigen, bearbeiteten Sandstein hingewiesen und auf eine Reihe auffallend grob gearbeiteter Quarzite. Die verschiedenen Zeitphasen angehörenden Kultureinschlüsse gehören fast ausschliesslich dem epipaläolithischen Kreis des Mittelandes an, reichen aber nicht in die Stufe der «Fürsteinerfazies» zurück.

René Wyss



Wetzikon – Der große, im Volksmund «Burg» genannte Grabhügel bei Robenhausen, von Norden gesehen (s. S. 60).

Literatur: R. Wyss, Zur Erforschung des schweizerischen Mesolithikums, in: ZAK, Bd. 20/1960, S. 55 ff., bes. Abb. 2 sowie Taf. 25 und 26; ders., Das Mesolithikum, in: Repertorium der Ur- und Frühgeschichte der Schweiz, Heft 6: Die Ältere und Mittlere Steinzeit, Basel 1960, S. 37 ff. und Taf. 17; ders., Die Ausgrabung einer mittelsteinzeitlichen Siedlung am Pfäffikersee, in: Heimatspiegel, illustr. Beilage zum Zürcher Oberländer vom April 1961 (Heft 4), S. 56 ff.

Aufbewahrungsort der Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

ROBANK

Prähistorischer Grabhügel «Burg» (vgl. Abb. S. 59)

Anfangs 1959 machte Lehrer Fritz Hürlimann in Seegräben auf den riesigen Grabhügel südlich des Weilers Robank aufmerksam. Der Grabhügel ist rund 40 Meter weit und 4 Meter hoch. Er liegt auf Koord. 700700/242400.

Obgleich dieser Grabhügel, von Jakob Messikommer nach der örtlichen Überlieferung mit «Burg» bezeichnet, schon in den Jahren 1888 und 1907 angebohrt worden war, geriet er wieder in Vergessenheit. Die im Schweizerischen Landesmuseum liegenden Funde gehören in die Mittlere Bronzezeit. Form und Grösse des Hügels dagegen sprechen für eine Anlage der ausgehenden Älteren Eisenzeit um 500 v. Chr. Es scheint sich demnach beim Riesenhügel von Robank um einen späthallstattzeitlichen «Fürstengrabhügel» über einem mittelbronzezeitlichen Tumulus zu handeln. Leider wurden der Riesenhügel von Robank und dessen nächste Umgebung in unserem Jahrhundert durch moderne Freileitungen arg verunstaltet.

WIESENDANGEN (Bez. Winterthur)

REBHOF

Reste eines römischen Gutshofes

Als anfangs Juni 1958 bei Aushubarbeiten für die neue landwirtschaftliche Siedlung Rebhof Mauerwerk vom Bagger angeschnitten worden war, berichtete der Eigentümer A. Kindhauser seinem in Schwerzenbach wohnenden Bruder, der davon G. Elmer, technischem Konservator am Schweizerischen Landesmuseum, Kenntnis gab. Die so orientierte Denkmalpflege nahm sich der Sache sogleich an und konnte in der Folge denjenigen Teil der angeschnittenen römischen Ruine im Plane aufnehmen, an dessen Stelle heute der Rebhof steht. Leider hatte der Baggerführer vor Beginn der Notgrabung eine arge Bresche in den Westteil der Ruine gebrochen.

a) Die Ruinenreste (vgl. Beilage 6, 5–9)

Bei dem freigelegten Ruinenteil handelte es sich um die Nordwestpartie eines römischen Herrenhauses zu einem bisher unbekannten Gutshofe. Das Mauerwerk war – soweit noch erhalten – gut gefügt, stark gemörtelt und grenzte mindestens 5 Räume ein. Davon gehörten einst die Räume 1 und 2 (eventuell auch 3) zu einem Badetrakt, der offensichtlich im Südteil einen mittels Hypokaustheizung zu erwärmenden Raum enthielt. Vom Hypokaust allerdings war nur noch ein kleiner Rest des unteren, mit Ziegelkleinschlag durchsetzten Terrazzobodens vorhanden; ausserdem lagen Fragmente von Hohlziegeln (tubuli) und quadratische Back-



Wiesendangen – Die 1958 beim Rebhof freigelegten Mauerfundamente des Herrenhauses eines römischen Gutshofes. Ansicht aus Südwesten.



Wiesendangen – Sogenannte rätische Becher aus der römischen Ruine beim Rebhof. ½ natürlicher Grösse.

steinplatten von Hypokaustpfeilern herum. In Raum 5 konnten noch die letzten Elemente des Präfurniums gefasst werden, und an der westlichen Schmalseite des Raumes 4 lagen die letzten Reste einer einfachen, aus flach auf den Boden gelegten Leistenziegeln und senkrecht gestellten Sandsteinen konstruierten Feuerstelle. Daraus erhellt, dass Raum 4 eine Küche enthielt, während Raum 5 als Halle zu deuten ist.

Die Ruine stand an einem leicht von Nord nach Süd sich senkenden Hang. Die Niveaudifferenz zwischen der Feuerstelle und dem Terrazzoboden beträgt rund 1 Meter. Im Hinblick darauf, dass die Oberfläche des schwebenden Bodens etwa ebenso hoch über dem Terrazzoboden lag, dürften die Bodenniveaus in den Räumen 1, 2 und 4 ungefähr gleich hoch gewesen sein – was von den Räumen 3 und 5 nicht behauptet werden kann. Zweifellos hätten sich diesbezügliche Fragen noch besser abklären lassen, wenn die Ausgrabung ausgeweitet worden wäre. Dafür aber reichten weder Zeit noch Geld. Da die Ruine genau eingemessen wurde, könnte ein derartiges Vorhaben indes jederzeit leicht nachgeholt werden. Dass noch viel Mauerwerk östlich und südlich der 1958 untersuchten Stelle im Boden steckt, bestätigte uns der Vater von Armin Kindhauser, der ausserdem erzählte, wie er anlässlich der Verlegung von Drainageleitungen im ehemals nassen Ackergebiet südöstlich des heutigen Rebhofes in den zwanziger Jahren einige Mauern eingerissen und mit den freigewordenen Steinen viele Wagen beladen habe, um damit die Strassen auszubessern.

b) Deutung und Datierung

Soviel sich aus den 1958 angeschnittenen beziehungsweise freigelegten Überresten herauslesen lässt, dürfte es sich bei der Gebäuderuine beim Rebhof um die Überreste einer sogenannten Hallenvilla (Räume 4 und 5) gehandelt haben, an die zu einem nicht genauer zu bestimmenden Zeitpunkt eine Badanlage angefügt worden ist (Räume 1 und 2, eventuell auch 3).

Die für die Datierung wichtigen Funde kamen im ganzen Ruinengebiet zum Vorschein, vorzüglich aber in dem noch vorhandenen Teil des Raumes 2 und im Nordteil von Raum 5. Im gleichen Raum, in der Ruine des Präfurniums sowie nördlich und östlich davon fanden wir 30 Bronzemünzen. H. R. Wiedemer konnte 26 Stück bestimmen, drei weitere Kleinbronzen waren durch den Hausbrand zusammengeschmolzen und bis zur Unkenntlichkeit zerstört. Bei den bestimmbaren Stücken handelt es sich um Gepräge der Kaiserin Faustina d. Jg. (1) sowie der Kaiser Antoninus Pius (1), Gallienus (5), Postumus (2), Tetricus I. (1), Tetricus II. Caesar (1), Claudius Gothicus (4), Quintillus (1), Aurelian (1), Probus (2), Diocletian (1), Maximianus Herc. (2). Abgesehen von den beiden ersten Stücken aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts, dürfte es sich bei den übrigen um den Rest eines zerstreuten Schatzfundes um 300 handeln.

Auch die keramischen Funde massierten sich im Nordteil von Raum 5. Ein guter Teil davon konnte zusammengesetzt werden; weniger gut erhalten waren die Fragmente, die

anderweitig gehoben wurden. Die Bearbeitung durch Frau E. Ettlinger, Zürich, hat ergeben, dass die Keramik in einen zeitlich recht engen Rahmen gehört, ja «die zeitliche Geschlossenheit (ist sogar) sehr bemerkenswert ... Es ist nichts vorhanden, das mit Sicherheit ins 1. oder auch nur in das frühe 2. Jahrhundert n. Chr. anzusetzen ist ... Die Zusammensetzung des keramischen Fundensembles bietet völlig das Bild, das wir im späteren 2. und frühen 3. Jahrhundert in der Nordostschweiz zu sehen gewohnt sind ... Es ist zu betonen, dass das Geschirr von Wiesendangen zum guten Teil nicht in Form von einzelnen Scherben einer Siedlungs (Abfall-) Schicht auf uns gekommen ist, sondern weitgehend als ‚ganze‘, aus den Scherben zusammensetzbare Gefässe, so vor allem einige Terra-sigillata-Teller und die beiden Becher. Dies bedeutet – ähnlich wie im Falle von Seeb –, dass diese Gefässe seit der Benutzung durch die letzten Bewohner in intaktem Zustand stehen geblieben waren. – Die Münzreihe beginnt mit 2 Münzen aus der Mitte des 2. Jahrhunderts, setzt dann um 100 Jahre aus, und es folgen 20 Stück aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts – die in der gleichen Schicht wie die Keramik gefunden wurden» (H. R. Wiedemer). Darauf basierend, datiert Frau E. Ettlinger die römische Siedlung vom Rebhof folgendermassen: «Das Gebäude von Wiesendangen wurde im Laufe der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts errichtet und war bewohnt bis zu einem der Alemanneneinfälle zwischen 230 und 260 n. Chr. Als es verlassen wurde, blieb Geschirr auf einem Bord des ‚Raumes 5‘ unversehrt stehen. Zu Ende des 3. Jahrhunderts, etwa im Zusammenhang mit dem Bau des nahegelegenen diokletianischen Kastells von Oberwinterthur, wurde das noch ganz oder teil-

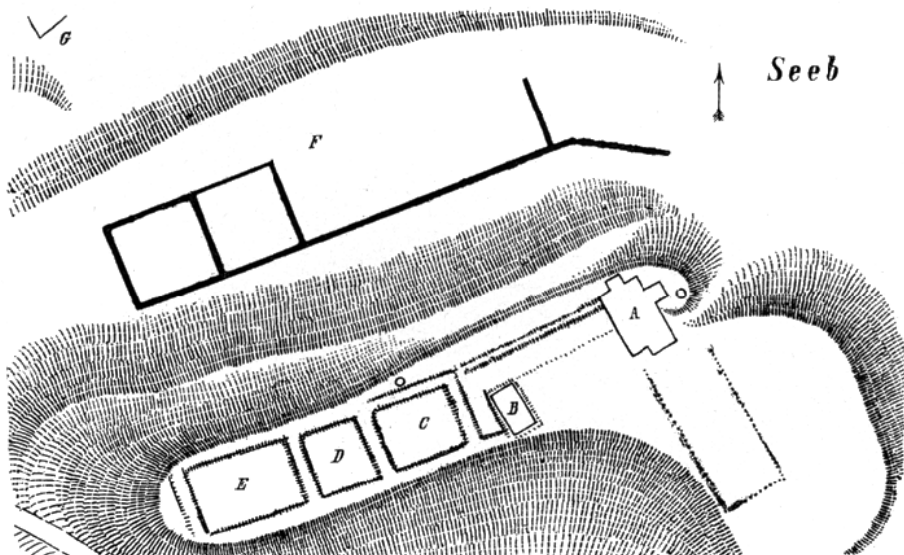
weise stehende Gebäude wieder benutzt, und zu dieser Zeit gelangten die 20 Münzen, die man als kleinen ‚Schatzfund‘ – vielleicht Inhalt einer Börse – bezeichnen kann, hierher. Dass sie dann heute mit der älteren Keramik in einer Schicht vermischt gefunden wurden, ist selbstverständlich.»

Funde (ohne Münzen): In der Terra sigillata-Liste fallen vor allem die Töpfernamen Victorinus von Rheinzabern, Cibisus von Mittelbronn, Julius von Rheinzabern, Comitalis V und VI von Rheinzabern sowie ein Justus – wohl ein einheimischer Töpfer – auf. Die Keramikliste umfasst ausserdem helltonige Ware (Teller- und Flaschenfragmente), Schüssel-fragmente mit Glanztonüberzug, zahlreiche Becherformen, zwei davon grossenteils erhalten, «graue Ware» (Fragmente von Kugelflasche, Vorratstopf), Kochgeschirr (Deckel-, Topf-, Tellerscherven), endlich zwei Scherven von Reibschalen – ein Spinnwirtel aus Ziegelton.

Ausser diesen keramischen sind noch folgende Funde zu erwähnen: Eine Randscherbe eines steilwandigen Glasbechers, ein kleines Stück Bergkristall, drei Bronzeblechstücke (Zweckbestimmung unbekannt), eine flache zylindrische Bronzehülse, ein Mauerhaken, ein Schlüssel und ein weiteres längliches Stück, wie die letzten beiden aus Eisen.

Literatur: W. Drack, H.-R. Wiedemer und E. Ettlinger, Spuren eines römischen Gutshofes bei Wiesendangen, in: Jb SGU 48, 1960/61, S. 84 ff.

Aufbewahrungsort der Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.



Winkel – Seeb. Plan des römischen Gutshofes nach Ferdinand Keller 1864 (MAGZ Bd. 15).

Winkel – Der sogenannte Römerbuck (links) und die Feldflur Churzäglen bei Seeb aus Südosten. Die Ruine des Herrenhauses A liegt vor und in dem Wäldchen links, während sich die Ruine des Gebäudes D unmittelbar links von der am rechten Bildrand im Mittelgrund erkennbaren schwarzen Hütte befand.



WINKEL (Bez. Bülach)

SEEB

Römischer Gutshof

1. Bisher Bekanntes

Der römische Gutshof bei Seeb ist in Teilen seit alters bekannt. «Das Material, aus welchem das Gemäuer besteht, wurde bei Häuserbauten in der Umgegend seit langem zu Nutze gezogen, eine genauere Untersuchung eines kleinen Theiles der Anlage aber erst in den Jahren 1852 und 1854 unter der Leitung ... von Conrad Meyer vorgenommen.» (F. Keller.) Diese ersten Untersuchungen führten zur Entdeckung von drei Räumen im Abschnitt A (vgl. Abbildung auf Seite 62). Alle drei Gemächer hatten Estrichböden, und die Wände waren bemalt. Zwischen A und B kamen Reste eines Hypokaustes und eines Mosaikbodens sowie Teile einer aus Zweigen geflochtenen, mit Lehm bestrichenen, verputzten und reich bemalten Trennwand zum Vorschein. Die Abschnitte C bis E dagegen sowie die Gebäudereste F und G wurden damals nicht untersucht. In den Jahren 1867–69 unternahm C. Meyer erneut eine Ausgrabung. Sie führte zur teilweisen Freilegung eines Nord-Süd orientierten Gebäudeflügels, und schon damals erkannte man, dass «die Disposition der zur Villa gehörenden Gebäude durch das Terrain vorgezeichnet war ... (und) dass das Herrenhaus die Höhe des Rückens einnahm, wäh-

rend die Wirtschaftsgebäude auf die Abhänge und an den Fuss desselben verlegt worden waren». (J. Utzinger.) Der Plan auf Abbildung auf Seite 64 lässt unter anderm einen kleinen, mit einem Hypokaust ausgerüsteten Raum sowie im Südteil offensichtlich eine Herdstelle erkennen. Ein Bericht wurde leider nicht veröffentlicht, ebensowenig ist es heute möglich, diesen an sich guten Plan im Gelände genauer zu lokalisieren, und ein von Utzinger veranlasster Versuch, die Grundrisse von 1852–54 und 1867–69 zu kombinieren, ist offenbar vorsichtig aufzunehmen.

Im Jahre 1952 begann Architekt O. Germann, Zürich, Sondierungen in der Gebäuderuine C (vgl. Beilage 7, 1 links oben), die er besonders in den Jahren 1954/55 im Einverständnis des Schweizerischen Landesmuseums intensivierte und deren Resultate er 1957 zusammen mit Frau E. Ettlinger veröffentlichte. Nach Germann und Ettlinger handelt es sich um die Ruine eines 28 × 35 Meter messenden rechteckigen, vierräumigen Ökonomiegebäudes, das nach Ausweis der Kleinfunde im 2. und 3. Jahrhundert benützt worden sein muss.

2. Die Untersuchungen von 1958

a) Das Ökonomiegebäude D (vgl. Beilage 7, 2–4)

Am 21. März 1958 wurde bei der Neuanlage einer Kiesgrube durch die Firma Hermann Rathgeb AG, Zürich, in der Parzelle Kat.-Nr. 479 in der «Churzäglen», westlich Seeb, von einer Baggermaschine römisches Mauerwerk ab-

gedeckt. Die sofort eingeleitete Notgrabung führte zur Freilegung eines weiteren Ökonomiegebäudes D. Die Untersuchung dauerte vom 14. April bis 8. Mai 1958. Die örtliche Leitung lag in den Händen von Fräulein cand. phil. Yvette Mottier, Zürich.

Das neu entdeckte Ökonomiegebäude fand sich ohne jede Mauerverbindung mit den früher entdeckten Bauresten im weiten Seeber Feld. Infolge der intensiven Ackerarbeiten in diesem Gebiet waren vom einstigen Mauerwerk – abgesehen von sehr kärglichen Resten vom Aufgehenden südwestlich der Ostecke – nur mehr die Fundamente erhalten geblieben. Dank diesen war es möglich, wenigstens den Grundriss der gemauerten Teile des Baues im Plan einzufangen.

Das ehemalige Ökonomiegebäude D mass 21,2 × 28,1 Meter. Deutlich war eine ursprüngliche Rechteckanlage von 16,5 mal 28,1 Meter Grösse erkennbar, der später längsseits eine 4,7 Meter breite Portikus angefügt und in deren südlichsten Teil ein kleiner Raum eingerichtet worden sein muss. An der Nord- und Ostecke fanden sich dreiviertelkreisrunde Eckverstärkungen. Diejenige an der Nordecke steht mit dieser im Verband; der Ostecke dagegen ist die Eckverstärkung bloss angefügt worden. Ausser diesen bautechnischen Eigenheiten fielen noch drei Steinlager an den Nordost- und Nordwestmauern auf. Die Untersuchung derselben ergab, dass es sich mindestens in zwei Fällen um Abfall- beziehungsweise Abortgruben gehandelt haben muss, die mit Steinen eingedeckt worden waren. Vor der Nordostmauer stiess man ausserdem noch auf eine unregelmässig abgegrenzte Steinlage – wohl den Rest einer Art «Pflasterung».

Vom Innenausbau des ursprünglichen Rechteckbaues war

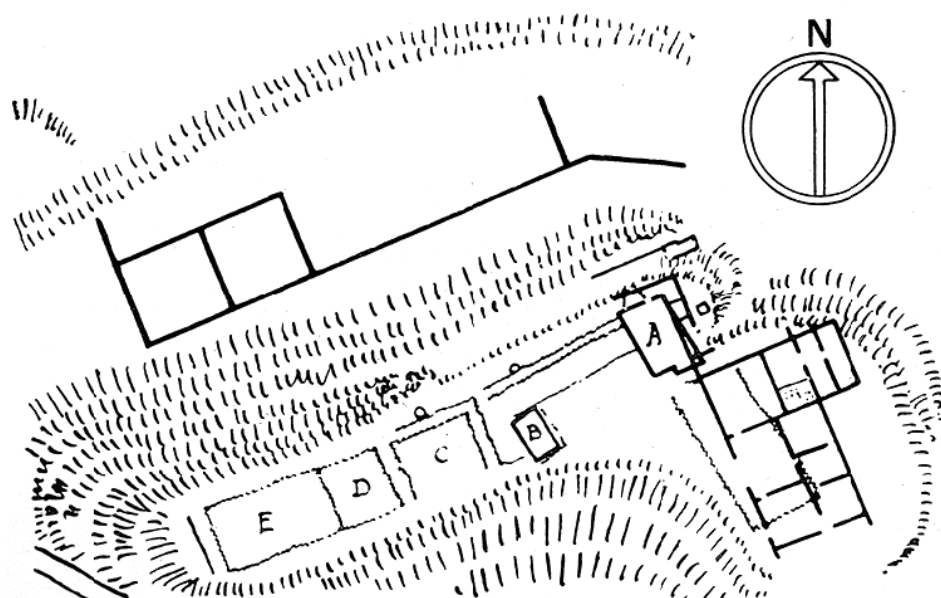
sozusagen nichts mehr vorhanden. Eine wiederum unregelmässige, auf den ersten Blick sich teppichartig von Nordost nach Südwest ziehende Steinsetzung lässt sich schwerlich deuten. Es könnte sich um eine späte landwirtschaftlich bedingte Steinanreicherung handeln. Wo Ziegelschichten von der Baggermaschine unbeschädigt liegen geblieben waren, wirkten sie wie zerstampfter Schutt. Sie waren ausserdem mit Brandschutt durchsetzt, so dass die Annahme nahe liegt, diese Ziegelschichten stammten von einer ersten Bauphase und seien nach dem Wiederaufbau – im Zusammenhang mit der Erweiterung durch die Portikus entlang der Nordwestmauer – als Bodenunterlage benützt worden.

Das Fundgut setzt sich vor allem aus Scherben von Keramik (grober Ware, Terra sigillata, Tonware in La Tène-Tradition, rätischer Ware usw.) und wenigen Eisengegenständen zusammen, welche letztere vor allem aus dem kleinen Raum im Südteil des schmalen Anbaues stammen, wo 3 Sensenblätter, 2 Messerklingen, ein Türbeschlag und ein Schlüssel eng beieinanderliegend gefunden wurden.

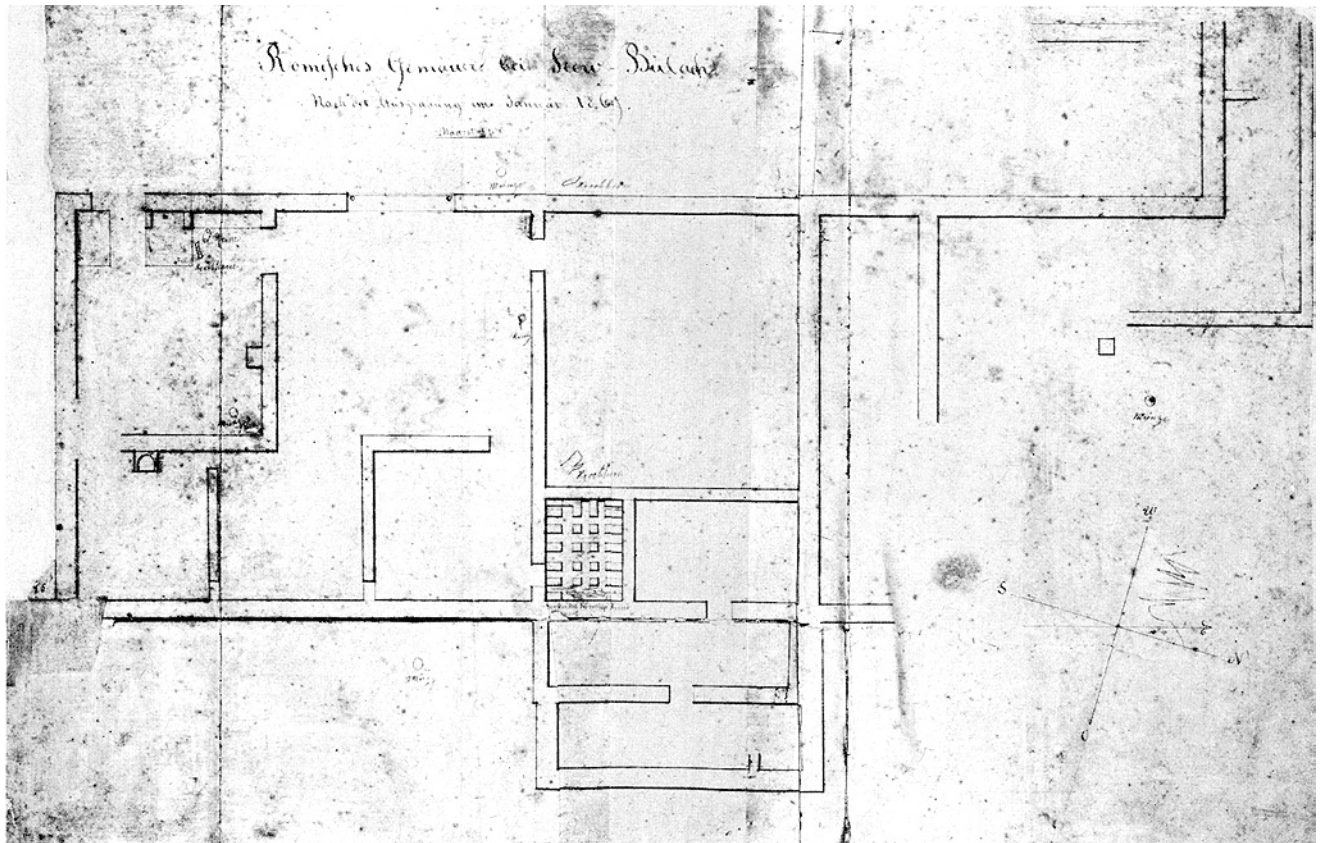
b) Zu den Bauresten A–C (vgl. Beilage 7, 5–7)

Die Notgrabung im Gebiet des Ökonomiegebäudes D wurde dazu benutzt, auch gleich die Gebäuderuinen A, B und C soweit als möglich auf den heutigen Kataster einzumessen. Für diese Arbeit war es unumgänglich notwendig, einige wichtige Punkte freizulegen. Mehr wollte man im vornherein nicht. Wir können uns deshalb hier auf ein paar wenige Angaben beschränken.

Vom Herrenhaus A wurden offensichtlich bei dieser Gelegenheit der Nordwestteil und Partien des Mitteltraktes angeschnitten. Für den Mitteltrakt wurden an zwei Stellen Estrichböden, in der Nordwestpartie ein mit Hypokaust-



Winkel – Römischer Gutshof bei Seeb. Die im Laufe des 19. Jahrhunderts bekannt gewordenen Ruinen in der Darstellung von J. Utzinger (um 1870).



Winkel – Römischer Gutshof bei Seeb. Der 1869 freigelegte Ostflügel der Ruine des Herrenhauses A, Plan von 1869.

heizung ausgestatteter zweiteiliger Raum und daneben zwei Badewannen mit Backsteinfutter und endlich ein Eckrisalit mit Viertelkreiseckverstärkung und Estrichboden gefasst. Leider war es nicht möglich, diesen sporadisch erfassten Grundriss auch nur einigermaßen mit demjenigen von 1867–69 zu kombinieren.

Die Ruine B, schon von F. Keller erwähnt (als Ruine F), konnte wenigstens an vier Stellen angeschnitten und vom Geometer einigermaßen eingemessen werden.

Die Ruine C endlich wurde ebenfalls in unser Vermessungsprogramm einbezogen. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, dass der von O. Germann veröffentlichte Plan noch einiger Korrekturen bedarf. Man wird also bei einer umfassenden Ausgrabungskampagne nicht darum herumkommen, auch diesem Grundriss nochmals die notwendige Sorgfalt zu widmen – auch wenn er offensichtlich im Nordwestteil früher schon sehr stark demoliert worden war.

c) Die Funde

Auf die Funde, die aus diesen Gebäuderuinen stammen, kann hier nicht näher eingetreten werden. Es sei immerhin



Winkel – Römischer Gutshof bei Seeb. Der 1958 freigelegte Badetrakt der Ruine des Herrenhauses A, von Südosten gesehen.



Winkel – Römischer Gutshof bei Seeb. Die Südostmauer mit der mittels Rundmauerwerk verstärkten Ostecke der 1958 freigelegten Ruine des Gebäudes D, von Nordosten gesehen.



so viel erwähnt, dass in der Fundmasse aus dem Bau A das Fragment einer eisernen Glocke mit viereckigem Querschnitt, bemalter Wandverputz und anderes mehr figurieren. Ebenfalls aus dieser Ruine müssen die 1870 und Jahre vorher gefundenen zwei Merkurstatuetten und eine ebensolche des Herkules, ein kleines Bruchstück einer bronzenen Kolossal-Gewandstatue usw. stammen. – Im Gebäude B wurde unter anderm das Fragment einer Terra-sigillata-Schüssel des Töpfers Verecundus aus dem 2. Jahrhundert gehoben, während aus dem Gebäude C unter anderm Terra sigillata mit den Stempeln der Töpfer Cinnamus von Lezoux, Janus oder Reginus von Heiligenberg, Senator usw., Ziegelfragmente mit Stempeln der 21. und 11. Legion, eiserne Türbeschläge, alles Material aus dem 1. bis 3. Jahrhundert, gehoben wurden.

Literatur: F. Keller, Statistik der römischen Ansiedlungen in der Ostschweiz, in: MAGZ, Bd. XV, S. 114; Utzinger, Römischer Fund zu Seeb bei Bülach, in: ASA 1871, S. 263; W. Déonna, in: ASA 1912, S. 260 (Barbotinekeramik); O. Germann und E. Ettlinger, Untersuchungen am römischen Gutshof Seeb bei Bülach, in: Jb SGU 46, 1957, S. 59–68; Y. Mottier, Ein neues Ökonomiegebäude des römischen Gutshofes bei Seeb/Winkel, in: Jb SGU 48, 1960/61, S. 95 ff.

Aufbewahrungsort der Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

WINTERTHUR (Bez. Winterthur)

ALTSTADT

MARKTGASSE 68

Entdeckung frühmittelalterlicher Gräber

1. Frühere Funde (vgl. Abb. S. 67)

Die Existenz eines alemannischen Friedhofes unter der Altstadt von Winterthur war nicht unbekannt, obschon die lokalgeschichtliche Forschung bisher wenig davon Notiz genommen hatte. Reste von ungefähr zwanzig Bestattungen aus der Zeit vor den kirchlichen Reformen der Karolinger wurden an der mittleren Marktgasse bereits 1893, 1921 und 1923 gefunden. Ein paar von hier stammende Scherben in der Archäologischen Sammlung Winterthur (vgl. Ur-Schweiz 23/1959, S. 52, Abb. 33) konnten 1956 als frühmittelalterlich erkannt werden. Sie ermöglichten eine vorläufige Datierung der sonst beigabenlosen (?) Gräber ins 6. bis 7. Jahrhundert, welcher Zeitansatz durch die Entdeckungen von 1959 bestätigt wurde.

Winkel – Römischer Gutshof bei Seeb. Durch Rundmauerwerk verstärkte, 1958 freigelegte Südostecke des Westflügels der Ruine des Herrenhauses A.

Winterthur – Die Altstadt, vom Flugzeug aus gesehen.

† Frühmittelalterliche Gräber an der Marktgasse (bei A die Funde von 1959)

≡ Vermutliche Lage der frühmittelalterlichen Siedlung in der Nähe der Eulach.

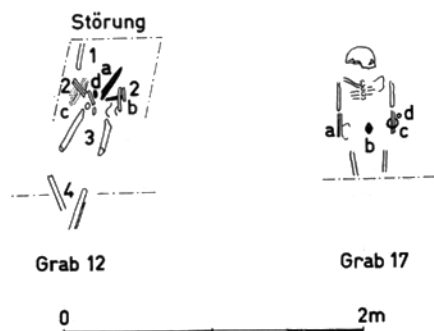
--- Umfang der ersten Stadtanlage der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit regelmässigem Strassennetz.



2. Die Notgrabung von 1919 (vgl. Beilage 6, 10)

a) *Allgemeines:* An Stelle des aus dem 18. Jahrhundert stammenden Hauses Marktgasse 68 liess die Firma Hasler & Co. seit dem Frühjahr 1959 einen Neubau errichten. Da die bisherige Liegenschaft nur zu einem Viertel unterkellert und unter dem Nachbarhaus früher eine grössere Zahl der erwähnten Skelettreste gefunden worden war, durfte man von vornherein mit neuen Entdeckungen rechnen. Schon bald nach Beginn des Aushubes von Fundamentgrube 1 machte Dr. E. Hess auf archäologische und anthropologische Funde aufmerksam. Am 20. März wurde der Inhalt von Grab 1, am 4. April derjenige der Gräber 3 und 4 geborgen. Indem unsere Arbeit zunächst dem Verlauf der schwierigen Sicherungsmassnahmen am Mauerwerk angepasst werden musste, gestaltete sie sich entsprechend kompliziert, ja sie wäre ohne das Verständnis und die Unterstützung von Bauherrschaft, Bauleitung und Arbeitern, denen auch an dieser Stelle dafür gedankt sei, überhaupt nicht durchführbar gewesen. Leider kam Fundamentgrube 11, in der am 11. und 13. April die Gräber 5 und 6 zutage traten, insofern ungünstig zu liegen, als sie die Kopfpartien der östlich angrenzenden Gräberreihe tangierte und zerstörte. Wegen der unumgänglichen Stützwände konnten hier die Verhältnisse nicht genau erfasst werden. – Für die folgende Bauetappe war der Aushub des mittleren Teils des Platzes, wo sich weitere Gräber zu befinden schienen,

mit dem Bagger vorgesehen. Ohne Verzögerung im Arbeitsprogramm gelang es, daselbst noch kurz vorher vom 6. bis 9. Juli eine wissenschaftliche Untersuchung durchzuführen. Nach maschineller Beseitigung der Oberflächenschicht kam in den Sondiergräben 1 und 11 je eine weitere Reihe von verhältnismässig gut erhaltenen, in regelmässigen Abständen liegenden Beisetzungen zum Vorschein. Ihre Aufdeckung war durch den sehr harten Schotterboden beträchtlich erschwert (vgl. Ur-Schweiz 23/1959, S. 53, Abb. 34). b) *Ergebnisse:* Es wurden insgesamt vier Reihen von Gräbern festgestellt mit Resten von etwa zwanzig Personen. Alle Beisetzungen waren geostet, ausgenommen Grab 5. Dieses wies als einziges unter dem Skelett Holzspuren auf. Die Grube von 14 hatte man mit Lehm gefüttert. Im übrigen beobachteten wir keinerlei Einfassungen, wie eine solche 1923 an der Marktgasse 36 zutage getreten war. Mehr als die Hälfte der Gräber erschien ganz oder teilweise gestört, was bei ihrer Lage unter der Altstadt nicht weiter erstaunt. Beigaben enthielten Nrn. 1, 7, 9, 12, 14, 15 und 17, worunter die verschiedenen Fragmente von Knochenkämmen und eine gut erhaltene Spatha hervorzuheben sind. Obgleich ziemlich ärmlich, gestatten sie mindestens eine eindeutige Datierung der Nekropole. Der Aussagewert einer spätromischen Zwiebelknopffibel, welche aus einer Auffüllschicht stammt, bleibt heute allerdings noch unklar; vielleicht handelt es sich um ein im Frühmittelalter wiederverwendetes Stück.



Winterthur – Altstadt. Detailpläne der 1959 an der Marktgasse 68 freigelegten frühmittelalterlichen Gräber 12 und 17.

c) Grabinventare*:

Grab(stelle) 1: Schacht mit lehmiger Auffüllung. Bei a Gesichtsschädel eines Kindes, bei b Stücke von langen Gliedknochen eines Erwachsenen. – Daneben eiserne Axt.

Grab(stelle) 2: Vor Beginn der Untersuchungen durch Bauarbeiter entfernt: bei a Schädelstücke eines Erwachsenen, bei b Skelettfragment eines etwa fünfzehnjährigen Kindes. – Unmittelbar nebenan bei c in einer mehr als drei Meter mächtigen Auffüllschicht Reste eines einreihigen Knochenkammes mit Futteral sowie Zwiebelknopf-Bronzefibel. (Nach Aussage von Arbeitern soll ebenda ein Topf gelegen haben. Später kamen noch einige mittelalterliche Scherben zum Vorschein.)

Grab 3: Schädel und Oberkörper einer Frau von ungefähr 30 Jahren mit «tongenitalem Fehlen aller vier Weisheitszähne». Die untere Hälfte des Skelettes durch moderne Anlagen zerstört. – Keine Beigaben.

Grab 4: Gestört. Reste eines Erwachsenen. – Aus der Auffüllung über dem Grab eine mittelalterliche Scherbe (Abb. S. 69, 1).

Grab 5: Vollständiges Skelett eines Mannes von etwa 35 Jahren, Kopf im Norden, Füße nach Süden, Hände auf dem Becken. Unter dem Körper Holzreste von Sarg oder Totenlade. – Keine Beigaben.

Grab 6: Untere Extremitäten eines Erwachsenen; Rumpf und Schädel ehemals unter dem Haus Marktgasse 70. (Es ist nicht bekannt, ob sich beidseits dieses Grabes eventuell noch weitere Bestattungen befunden haben.)

Grab 7: Vollständig erhaltenes Skelett eines ungewöhnlich grossen Mannes. – Eiserner Gegenstand beim linken Unterarm, einzelne (Sarg?) Nägel, u. a. beim Becken.

Grab 8: Vollständig erhaltenes Skelett einer weiblichen (?) Person mit prachtvolltem Gebiss, Hände über dem Becken. – Keine Beigaben.

Grab 9: Gestört. Schädel und einige Langknochen eines Erwachsenen. Fragmente von zwei doppelreihigen Knochenkämmen in der Rumpfgegend; Rest einer eisernen Gürtelkette.

Grab 10: Unvollständiges Skelett eines kleinen Erwachsenen, Kopf nach links. – Keine Beigaben.

Grab 11: Untere Extremitäten und Beckenpartie eines Erwachsenen; Oberkörper entweder bei Anlage von Grab 5 entfernt oder beim Aushub von Fundamentgrube II. – Keine Beigaben.

Grab 12: Unvollständiges Skelett eines Kriegers, der an einer Knochenkrankheit litt. Ausrüstung (vgl. Abb. S. 68): a) Skramasax, Griff in der Beckengegend, Spitze nach oben; b) kleine Messerklinge unter dem linken Unterarm; c) beim rechten Unterarm Reste einer am Gürtel getragenen Ledertasche mit Inhalt, dabei u. a. eine römische (!) Bronzefibel, ein Bronzeringlein, eiserne Nägel und Silices; d) eiserne Gürtelschnalle.

Fundstelle 13: Schädel und Schlüsselbein eines älteren Mannes.

Grab 14: 70 cm breiter Grabschacht mit dunkler Einfüllung, von einem schmalen Band hellen Lehmies eingefasst. Westliches Ende durch Fundamentgrube II gestört. Ein am Rand derselben aufgefundenes Stirnbein eines Kindes (a) vielleicht zum Grab gehörig, das ausser einer Eisenschnalle und einer Bronzehülse nur wenige unbestimmbare Knochenreste enthielt.

Grab 15: Gestört. – Teile der unteren Extremitäten eines Kriegers. Spatha mit Damaszierung auf der Höhe des rechten Oberschenkels. Eiserner Messerklinge.

Grab 16: Vollständiges Skelett eines älteren Mannes; Hände über dem Becken. – Keine Beigaben.

Grab 17: Knochen schlecht erhalten. Nach den Beigaben wohl von einer Frau. – Glasperlen eines Armbandes bei a, Gürtelschnalle in der Beckengegend (b), eiserner Reif am linken Unterarm (c), Spinnwirtel aus Ton (Talisman?) bei d. (Vgl. Abb. S. 68 und Ur-Schweiz 23/1959, S. 54, Abb. 35.)

Fundstelle 18: Schädelfragment von anderthalbjährigem Kind aus gestörtem Schichtzusammenhang.

Streufunde: Anlässlich der Reinigung der Skelettreste wurden im Anthropologischen Institut der Universität Zürich noch weitere Fragmente von Knochenkämmen gefunden, ohne dass leider die einzelnen Grabnummern festgehalten worden wären.

d) *Spätmittelalterliche und neuzeitliche Funde:* Das 1959 abgebrochene Haus Marktgasse 68 bestand ursprünglich aus den beiden selbständigen Liegenschaften «Loorbeerbaum» und «Balusterbaum», welche im frühen 19. Jahrhundert zusammengebaut worden waren (Kdm. Kt. Zürich, Bd. VI, [Winterthur], S. 155 ff.). Die Fundamente der einstigen Trennmauer kamen während des Aushubs wieder zum Vorschein. Gleichzeitig konnte an verschiedenen Stellen in ungefähr einem Meter Tiefe eine ausgeprägte Brandschicht erkannt werden, die an Hand eines darin gelegenen Topffragmentes (Abb. S. 69, 3) wohl in das 13. Jahrhundert zu datieren ist (im Zusammenhang mit einem Stadtbrand?). Im früheren Hinterhof des östlichen Gebäudeteils enthielt ein Brunnenschacht, der mit neuzeitlicher Keramik und Tierknochen aufgefüllt war, unter anderm das Mittelstück eines bemalten Tellers mit Muschelwerk und Wappen der Hegner von Winterthur: silbernes Metzgerbeil auf blauem

* Im Zeitpunkt der Abfassung dieses Berichtes waren die verschiedenen Grabbeigaben noch nicht gereinigt und konserviert. Die Bestimmung der Skelettreste verdanken wir Prof. Dr. Ad. H. Schultz, Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich.

Grund (vgl. H. Kläui, «Landbote» vom 25. Februar 1959). Beidseits des Wappens Initialen H C / H –; lokales Fabrikat (Abb. S. 69, 4). Hans R. Wiedemer

Literatur: H. R. Wiedemer, Die älteste Geschichte Winterthurs auf Grund archäologischer Entdeckungen, in: Ur-Schweiz 23 1959, S. 51 ff. (dasselbst weitere Literaturangaben).

Aufbewahrungsort: Archäologische Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich, und Heimatmuseum Winterthur.

Anthropologische Funde: Anthropologisches Institut der Universität Zürich.

OBERWINTERTHUR

UNTERSUCHUNGEN IM GEBIET DES RÖMISCHEN KASTELLS

Die 1957 wieder aufgenommenen systematischen Grabungen auf dem Kastellhügel von Oberwinterthur konnten auch im Jahre 1959 weitergeführt und zu einem vorläufigen Abschluss gebracht werden. Sie erfolgten mit Hilfe des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung und auf Veranlassung der Städtischen Kommission zur Pflege der römischen Forschung in Winterthur unter der wissenschaftlichen Oberaufsicht von Prof. Dr. E. Vogt, Zürich.

Vorläufige Zusammenfassungen der Ergebnisse der Grabungskampagnen von 1957/58, erschienen u. a. an den folgenden Orten: 47. Jb. SGU 1958/59, S. 193; 67. Jb. SLM 1958, S. 38 ff. (mit ergänztem Übersichtsplan des spätrömischen Kastells und Veröffentlichung eines 1958 gefundenen Münzschatzes aus dem 2. Jh. n. Chr.); Ur-Schweiz 23, 1959, S. 48 ff.

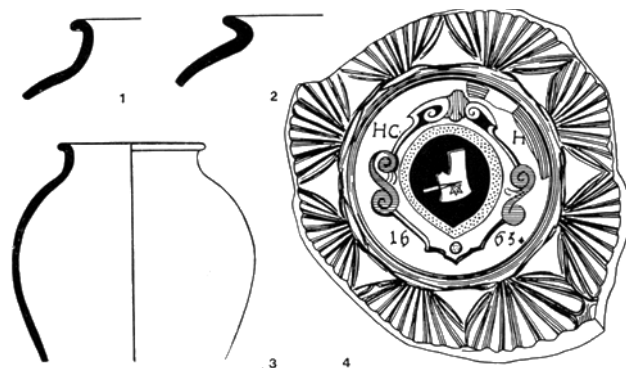
Frühere Untersuchungen im Kastell von Oberwinterthur wurden zur Hauptsache publiziert durch: P. Bouffard, Winterthur in römischer Zeit (Vitodurum), 276. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1943; H. Bloesch, H. Isler und E. Ettliger, Bericht über die Ausgrabungen in Oberwinterthur (Vitodurum), 83. Njbl. d. Hilfsgesellschaft Winterthur 1952.

Als Ergänzung zu dieser bisherigen Literatur werden im folgenden die Resultate der Untersuchung vom April 1959 kurz nachgetragen, wobei die eingehende Dokumentation und Auswertung einer künftigen Darstellung über das römische Oberwinterthur vorbehalten sind.

Auf der südöstlichen Schmalseite des Kirchhügels konnte in den Schnitten 69 bis 72 die nahezu 3 Meter breite Kastellmauer überall noch im Aufgehenden festgestellt werden (Ur-Schweiz, Abb. 31). Sie dient hier teilweise als Fundament für die rückwärtige Fassade des sogenannten Hohlhauses, wie J. N. Bürkel bereits 1933, richtig vermutet hatte.

In Schnitt 70 an der Nordecke dieses Gebäudes stiess an die Innenfront der Umfassungsmauer ein roh zusammengefügtes Fundament, das mittelalterlichen oder neuzeit-

lichen Ursprungs sein muss. Von besonderem Interesse waren die Untersuchungen beim Kirchturm, wo der Bering wie zwischen Schnitt 4 und 4a (vgl. H. Bloesch, usw., S. 20 und Tafel 1, 3) nicht aus den sonst überall verwendeten Bruchsteinen, sondern aus mächtigen Tuff- und Sandsteinquadern bestand. Darunter lag ein mittels einer Spolie überdeckter Abwasserkanal. Sein Boden war mit Ziegelplatten versehen und konnte bis zu 1,4 Meter hinter die Aussen-



Winterthur – Altstadt. Mittelalterliche und neuzeitliche Keramik, gefunden an der Marktgasse 64/66 und 68. Fig. 1, 2 und 4: $\frac{1}{3}$, Fig. 3: $\frac{1}{6}$ natürlicher Grösse.

front freigelegt werden. Beim Bau des Kirchturmfundamentes im Mittelalter hatte man die Fortsetzung der Mauer nach Norden leider ausgebrochen, so dass die Deutung der andersartigen Konstruktionsweise dieses Teilstücks erschwert ist. Vielleicht handelt es sich um die seitlichen Begrenzungen eines Tordurchlasses im einspringenden Winkel der Kastellbefestigung.

Weniger erfolgreich blieben Sondierungen über den weiteren Verlauf der römischen Hauptstrasse. Schnitt 67a/b zwischen der nördlichen Ringmauer und Schnitt 43 von 1950 geriet in ein durch Leitungen und ehemalige Mistgruben gründlich gestörtes Gebiet. Bei den Fundamentresten, welche J. N. Bürkel hier seinerzeit festgestellt zu haben glaubte (vgl. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Winterthur 1943, Abb. 2, VII a/b), handelt es sich in Wirklichkeit um eine neuere Auffüllung von Bauschutt. Auch etwa 200 Meter südwestlich des Kirchhügels (Koord. 698950/262500), ergaben sich keine eindeutigen Anhaltspunkte, weil der Bereich des römischen Strassenzuges durch eine Ausbuchtung der früheren Talackerstrasse vollständig verändert war. Die beiläufig gleichfalls aufgegriffene Frage, ob der in unmittelbarer Nähe gelegene «Bühl» (Punkt 475) in römischer Zeit eventuell besiedelt war, konnte an den untersuchten Stellen deshalb nicht beantwortet werden, weil die ursprünglichen Deckschichten dieses Hügels vor anscheinend nicht allzu langer Frist abgetragen worden sind.

Da unsere Schnitte entweder in ehemaligem Friedhofgebiet oder in sonstigen gestörten Zonen lagen, kamen nur ver-

einzelte Kleinfunde zum Vorschein. Bei der Kirche stiessen wir auf ein grosses Architekturfragment aus Muschelsandstein, das in die Eingangshalle des Kirchgemeindehauses Oberwinterthur übergeführt wurde (Profil ähnlich ZAK, Bd. 3/1941, S. 90, Abb. 8, 3). Hans R. Wiedemer

Aufbewahrungsort der Kleinfunde: Heimatmuseum Winterthur.



Winterthur – Veltheim. Die neolithische Streitaxt aus dem Garten des Hauses Flüelistrasse 16. Vorder- und Seitenansicht. 1/2 natürlicher Grösse.

VELTHEIM

FLÜELISTRASSE 16

Fund einer jungsteinzeitlichen Streitaxt

Beim Aushub einer Öltankgrube im Garten Flüelistrasse 16 kam am 15. April 1959 rund 2 Meter östlich des Hauses im anstehenden Schotter eine Streitaxt aus Grünstein zum Vorschein, die der sogenannten Kultur der Schnurkeramik angehört. Die von einem italienischen Arbeiter entdeckte Steinaxt kam verdankenswerterweise auf Initiative des Hausbesitzers Karl Stähli und durch die Vermittlung von Ingenieur Amandus Weiss, Zürich, in kantonalen Besitz. Das seltene Gerät misst 16 Zentimeter in der Länge.

Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

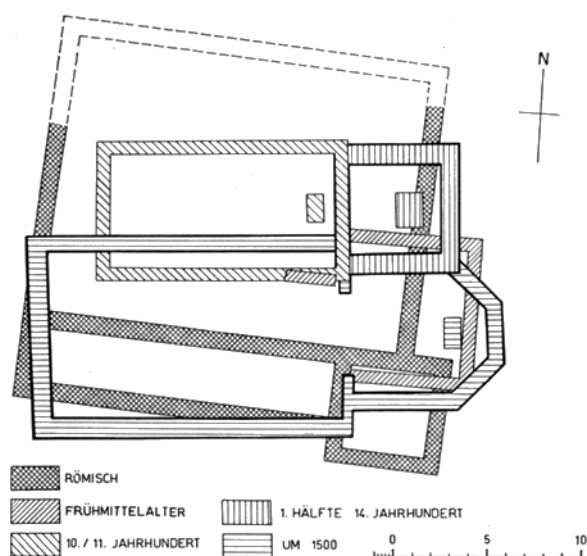
ZELL (Bez. Winterthur)

KIRCHE

Wie Mönchaltorf gehört auch Zell zu den am frühesten in Urkunden genannten Orten. Im Jahre 741 erhielt das Kloster St. Gallen von der schon Seite 43 erwähnten Frau Beata Besitzungen daselbst. Sie müssen nicht gering gewesen sein, stellte doch in Zell der Abt dieses Klosters im 9. Jahrhundert wiederholt Urkunden aus. Die Kirche mit dem Patrozinium zu den heiligen Johannes dem Täufer und Evangelist wird indes erst 1275 erstmals urkundlich erwähnt, doch machten es die angeführten Belege schon immer sehr wahrscheinlich, dass schon viel früher eine Kirche in Zell gestanden haben muss. Es lag deshalb für die kantonale Denkmalpflege auf der Hand, vor Beginn der von der Gemeinde seit Jahren vorbereiteten und mit Hilfe von Bund und Kanton durchgeführten Restaurierung von 1958/59 den Baugrund nach Resten früherer Kirchen abzuklären. So wurden im Dezember 1958 und Januar 1959 in systematischer Folge in Kirche und Turm sowie ausserhalb des Gotteshauses Schnitte zwecks möglichst breiter Erfassung der alten Baureste angelegt.



Zell – Kirche. Die im Winter 1958/59 freigelegten römischen und frühmittelalterlichen Mauerfundamente sowie der Fundamentklotz des spätgotischen Altars unter dem Chor der heutigen Kirche, von Südwesten gesehen.



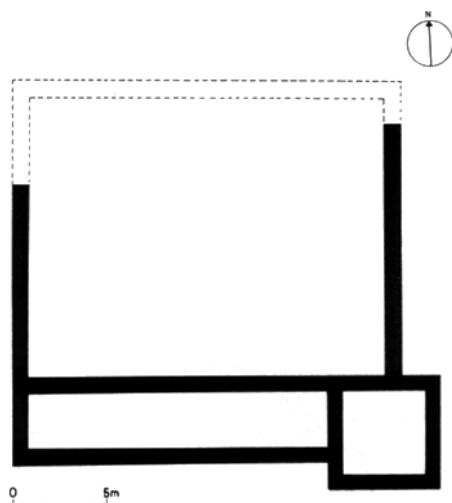
Zell – Kirche. Baugeschichtliche Untersuchungen. 1958/59: Baustapppenplan 1 : 250.

Literatur: Zur Geschichte vgl. Chronik der Bezirke Winterthur und Andelfingen, vf. von E. Dejung, W. Ganz, P. Kläui, Zürich 1945, S. 87.

1. Die baugeschichtlichen Untersuchungen (vgl. Beilage 8)

a) Überreste des Herrenhauses eines römischen Gutshofes

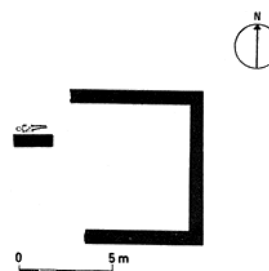
Die grösste Überraschung bildete die Entdeckung von Mauerzügen, die von einer römischen sogenannten Portikusvilla mit Eckrisalit stammen. Sie waren überall in den anstehenden Boden gebaut und je nach Lage mehr oder weniger gut erhalten. Es gab Stellen, wo nur mehr die



Zell – Kirche. Grundriss des römischen Herrenhauses, teilweise ergänzt.

untersten Elemente der Fundamente vorhanden, während anderwärts, vor allem innerhalb des Chores und des Turmes, noch Ansätze des Aufgehenden zu fassen waren. Ganz schlecht bestellt war es mit denjenigen Mauerzügen, über welchen die Gräber des mittelalterlichen Friedhofes beziehungsweise desjenigen nach 1500 angelegt wurden: so die Mauerzüge der Portikus, vor allem der äussere derselben und die westliche Abschlussmauer. Die nördliche Abschlussmauer konnte zudem überhaupt nicht gefasst werden, da sie unter den gegenwärtig nördlich der Kirche noch vorhandenen Gräbern liegt; dasselbe gilt für die Süd- und Westmauern des Risalits südlich des Chores. Ebenso fand sich von der Innenausstattung nicht der geringste Anhaltspunkt. Einzig Fragmente von eindeutigen Leistenziegeln und ein paar kärgliche Scherben von Amphoren, Terra sigillata und gewöhnlicher Tonware liessen doch wenigstens etwa noch bestehende Zweifel bezüglich der Deutung dieser untersten Mauerzüge verscheuchen.

Soweit die Untersuchungen erkennen liessen, handelte es sich ehemals um einen Bau von rund 20,5 × etwa 17 Meter Ausdehnung (ohne Risalit). Bestimmt sind Nebengebäude



Zell – Kirche. Grundrissreste der frühmittelalterlichen Kirche mit dem gleichzeitigen Grab.

vorauszusetzen. Von Spuren solcher wurde hin und wieder im Dorf anlässlich der Ausgrabung berichtet, doch konnten keine genaueren Anhaltspunkte gewonnen werden. Immerhin besagten sie so viel, dass Ruinen derartig vorauszusetzender Ökonomiegebäude sehr wahrscheinlich im Südostteil des heutigen Dorfes zu suchen wären.

b) Mauerfragmente einer frühmittelalterlichen Anlage (Kirche?)

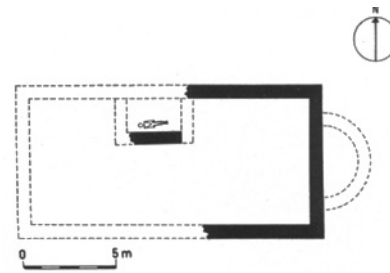
In Chor (entlang der Ost- und Südmauer) und Turm (in der Südostecke) sowie in der Nordostecke des heutigen Kirchenschiffes stiess man auf Mauerfragmente, die weder zum römischen Mauerstystem noch zum mittelalterlichen passten. In Chor und Turm lagen diese Mauerreste zudem über den römischen Mauerzügen und in gestörtem Erdreich, das teilweise mit kleinen römischen Ziegelfragmenten durchsetzt war. Die Mauerfragmente bestanden aus schlecht und recht gefügten Kieselbollen. Alle erwähnten Mauerreste waren durchschnittlich 70 Zentimeter breit. Nur an wenigen Stellen des entsprechenden Mauerrestes in der Nordostecke

des Kirchenschiffes war Mörtel fassbar. Hart nördlich dieses Mauerstückes kamen unter einer kompakten horizontalen Tuffsteinlage die Überreste eines Skelettes zum Vorschein: Teile des Unterkörpers sowie wenige Arm- und Bein-knochen. Offenbar war dieses Skelett bei Bauarbeiten arg in Mitleidenschaft gezogen worden, aus irgendwelchen Gründen daraufhin aber sogleich durch die erwähnte Tuffsteinplattenlage vor weiteren Eingriffen geschützt worden. Diese Sachlage rief der Vermutung, dass wir es hier mit besonderen Grabresten zu tun haben; und da alles darauf hindeutet, dass die Nordmauer der aus den erwähnten Mauerfragmenten zu rekonstruierenden Anlage offensichtlich nördlich dieses eigenartigen Grabes angelegt gewesen sein muss, schien es nicht abwegig, in den nachrömischen beziehungsweise vormittelalterlichen Mauerstücken die kärglichen Reste einer frühmittelalterlichen Kirche und in den spärlichen Skelettresten die Überbleibsel eines besonderen Begräbnisses irgendeines geachteten Menschen zu erkennen. Es könnte sich entweder um den hier wohl einst in einer Zelle (Cella!) lebenden Einsiedler oder um den Stifter (?) der Kirche gehandelt haben. Die besondere Lage des Grabes und die ihm beim Bau der ersten sicher nachweisbaren mittelalterlichen Kirche erwiesene Aufmerksamkeit (Abdeckung der Knochenreste mittels kleiner Tuffsteinquadern) zwingen jedenfalls dazu, des Rätsels Lösung in dieser Richtung zu suchen.

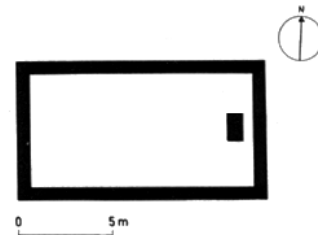
Unsere frühmittelalterlichen Mauer- und Grabfunde dürfen anscheinend auch mit historischen Daten verquickt werden: Zell gehört zu den – wie eingangs erwähnt – am frühesten in Urkunden genannten Orten. Im Jahre 741 erhielt das



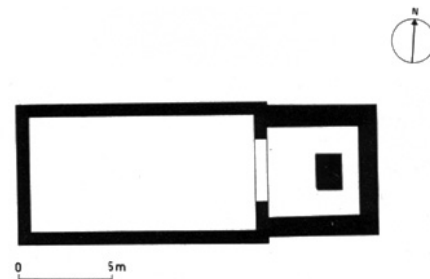
Zell – Kirche. Die Tuffsteindecke über den frühmittelalterlichen Grabresten, von Südwesten gesehen.



Zell – Kirche. Rekonstruktionsversuch des Grundrisses der frühmittelalterlichen Kirche mit dem gleichzeitigen Grab.



Zell – Kirche. Grundriss der Saalkirche des 9./10. Jahrhunderts.



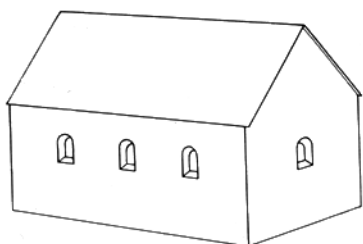
Zell – Kirche. Grundriss der Kirche des 14. Jahrhunderts mit dem Turmchor beziehungsweise Chorturm.

Kloster St. Gallen Besitzungen daselbst. Demnach dürften die frühmittelalterlichen Mauerreste von einer Anlage der spätmerowingischen Zeit stammen, das heisst kurz vor oder nach 700 zu datieren sein. Leider versagt dieses Mal das an andern Orten so aufschlussreiche Grab.

c) Teile der ersten mittelalterlichen Kirche (Saalkirche)

Wie sich im Laufe der archäologisch-bauanalytischen Untersuchungen zeigte, stand die erste mittelalterliche Kirche westlich des heutigen Turmes. In diese Richtung wies der seit alters bekannte, beim Bau der heutigen Kirche um 1500 zugemauerte gotische Chorbogen in der Westmauer des Turmes und die im Vergleich zu den andern drei Turmmauern viel geringere Breite eben dieser Mauer, die zudem noch an der Nordwestecke des Turmes 20 Zentimeter vorspringt. In dem westlich des Turmes geöffneten Graben und im Turminnern liessen sich die vielen Fragen über den Ostabschluss der einstigen Kirche klar beantworten; ebenso

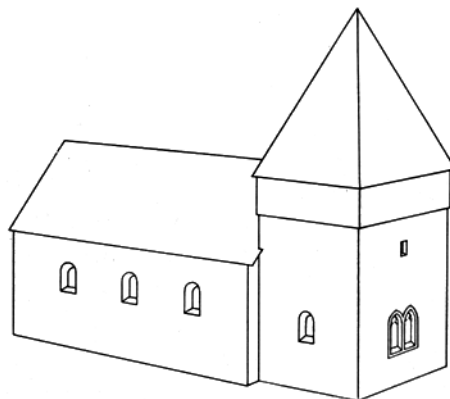
fand sich für die geringere Breite der Turmwestmauer eine klare Erklärung. Die heutige Turmwestmauer entpuppte sich als die einstige Ostmauer einer Kirche, deren Nordostecke unter der heutigen Nordwestecke des Turmes liegt und deren Südostecke in der nördlichen Chorbogenwand verbaut ist. Diese konnte auch chorwärts gefasst und photographisch festgehalten werden. Nach Festlegung der Ostbegrenzung wurde systematisch die Westmauer gesucht. Leider beschränkte sich das Vorhandene derselben auf einen südlich und nördlich aus den Fundamenten des Westteiles der Nordmauer der heutigen Kirche wenig vorkragenden Mauerstumpf völlig gleicher Konstruktion wie die Ostmauer: Über drei bis vier Lagen von Kieselbollen, Ge-



Zell — Kirche. Rekonstruktion der Saalkirche des 9./10. Jahrhunderts.

schiebebrocken und (wenigen) Sandsteinen muss das Mauerwerk fast vollständig aus kleinen Tuffsteinquadern errichtet worden sein. Dieses Mauerwerk umschloss offensichtlich eine rechteckige Saalkirche, die im 10. Jahrhundert erbaut worden sein dürfte. Sie war anscheinend mit einem fundamentierten Altar ausgestattet, von dem 1958 westlich des Turmes an der hierfür vorauszusetzenden Stelle Reste gefasst worden sind. Dasselbst fanden sich auch ansehnliche Reste einer Brandschicht, die wahrscheinlich von einem Kirchenbrand herrühren dürfte, für den sich indes keine urkundlichen Nachrichten finden. In der Nordostecke des heutigen Kirchenschiffes konnten zahlreiche Wandmalereifragmente gehoben werden, die offensichtlich von der Ausmalung dieser Kirche herrühren. Die Verputzstücke zeigen Linienmuster auf weissem Grund: unter anderm Rot, Schwarz sowie von schwarzen Linien eingerahmtes ockerfarbenes Band, darüber grüne Zone usw. Es sei noch erwähnt, dass das bei Beschreibung der frühmittelalterlichen Anlage beziehungsweise Kirche erwähnte Grab innerhalb der neuen Saalkirche in deren Südostecke zu liegen kam, das heisst das Grab muss bewusst in den Kirchenplan einbezogen worden sein. — Der Bau hatte eine Länge von 13,3 Metern und eine Breite von 7,5 Metern.

Der Friedhof zu dieser ersten Kirche lag — übrigens auch noch nach Erweiterung durch den Bau des Chorturmes — südlich in der Gegend des heutigen Kirchenschiffes; Gräber desselben fanden sich allenthalben im Gebiet der Grabungsflächen von 1959. Sie wurden auf dem Gräberplan so gut als möglich festgehalten. Östlich der Kirche muss sich der Kinderfriedhof befunden haben; darauf hin deuten jedenfalls die entsprechenden, im Erdreich unter dem Sakristeiboden im Turm gefundenen Knochenreste. Diese Kirche muss identisch sein mit der 1275 genannten Kirche Zell, deren Kollatur den Habsburgern gehörte. Es ist auch höchst wahrscheinlich, dass schon dieser Kirche das Patrozinium der beiden Johannes zukam.

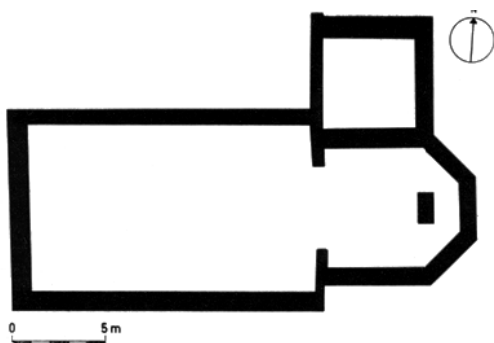


Zell — Kirche. Rekonstruktion der Kirche des 14. Jahrhunderts mit dem Chorturm.

d) Die Kirche mit Chorturm

Wahrscheinlich im Gefolge eines Wiederaufbaues der Kirche nach einer Feuersbrunst (siehe oben) wurde die Kirche nach Osten hin durch einen Chorturm vergrössert. Bei dieser Gelegenheit wurde die Ostmauer durchbrochen, ein gotischer Chorbogen eingezogen und davor eine Chortreppe gesetzt. Der neue Chorbau erhielt ein gotisches Kreuzgewölbe und wurde mit ockerfarbenen Malereien (an Gewölbe und Wänden) ausgestattet, auf die wir unten noch zu sprechen kommen. Für die Läuter war offensichtlich vom Dachboden des Kirchenschiffes aus ein Zugang zum Turm geschaffen worden. Das um 1500 zugemauerte «Läutertor» ist im ersten Stockwerk des Turmes gut zu erkennen. Im Westteil der Nordmauer stiess man auf den ebenfalls zugemauerten ursprünglichen Eingang (vielleicht aus einer Sakristei, von der allerdings keine Baureste entdeckt wurden). Der Altar in diesem Turmchor hatte offensichtlich respektable Ausmasse. Der Fundamentklotz jedenfalls mass rund 1,5 Meter in der Tiefe und 2 Meter in der Breite.

Im Jahre 1464 wurde die sandsteinerner und einst rot und blau bemalte Sakramentsnische (Wandtabernakel) eingebaut und ein paar Jahre nachher die alte Malerei «modern», das heisst dem Zeitgeschmack entsprechend, übermalt. Diese



Zell – Kirche. Grundriss der heutigen, das heisst spätgotischen Kirche.

Malereien sind leider, ohne dass Aufnahmen davon angefertigt worden sind, im Jahre 1930 auf der Suche nach «alten Fresken» mitsamt dem Verputz entfernt worden. Ein spärlicher Rest ist zwischen den beiden «Türmchen» des Wandtabernakels stehen geblieben: Christus beim Abendmahl zwischen zwei Engeln. Zur gleichen späten Ausmalung gehören die Wappen und das Rankenwerk auf dem Chorbogen, die 1959 anlässlich der Freilegung desselben entdeckt wurden.

e) Die spätgotische Kirche um 1500

Um 1500 ging man in Zell an den Neubau der heute noch bestehenden spätgotischen Kirche. Der Turm wurde stehen gelassen, südlich davon ein neuer polygonaler Chor errichtet und südlich des aufgegebenen alten Langhauses westlich des Turmes ein neues, geräumigeres Schiff erbaut. Der neue Chor erhielt zudem ein rippengeschmücktes wohlausgewogenes Netzgewölbe, während das Langhaus mit einer flachen Holzdecke versehen worden ist. Höchstwahrscheinlich waren die Wände und die Gewölbeflächen nicht ausgemalt worden, ansonst 1959 Spuren davon hätten entdeckt werden müssen. Selbst an den Rippen liessen sich keine Farbreste erkennen. Anlässlich der archäologischen Untersuchungen kam das Fundament des Altars zum Vorschein, der kurze Zeit nach der Errichtung im Zuge der Reformation wieder abgebaut worden ist. Gleichzeitig sind die Wandmalereien im ehemaligen Turmchor übertüncht worden. Der Wandtabernakel blieb glücklicherweise unangetastet.

f) Renovation von 1753

Diese neue spätgotische Kirche wurde 1753 einer durchgreifenden Renovation unterzogen und um 2,5 Meter nach Westen verlängert. Dabei wurden sowohl auf der Nord als auch auf der Südseite des neuen Emporentraktes je zwei Rundfenster eingebaut und das Innere barockisiert: Die Holzdecke wurde durch eine Gipsdecke ersetzt, diese und die Langhauswände mit Stuckleisten und aufgemalten Sprüchen versehen, über dem Chorbogen eine Kartusche mit

dem Worte «Ehre sei Gott!» angebracht. Auch das Chorgewölbe wurde mit Sprüchen aus der Heiligen Schrift versehen. 1789 erhielt die Kirche den heutigen Taufstein.

g) Die Kleinfunde

Römische Funde: An zahlreichen Stellen innerhalb und ausserhalb der Kirche kamen grössere und vor allem aber kleinere Bruchstücke römischer Rund- und Leistenziegel von dunkel- und hellroter Farbe zum Vorschein, so vor allem über der Lehmzone im Chor, an analoger Stelle bei der Nordwestecke des Turmes, dann nördlich von der Nordwestecke des heutigen Schiffes, in diesem selbst sowie vor allem südlich und östlich ausserhalb des heutigen Chores. Von dort stammen auch die folgenden zwei Keramikscherben: das Bodenfragment einer Terra sigillata-Schüssel der Form Dragendorff 38 oder 44 aus der Mitte des 2. Jahrhunderts, das Fragment eines Amphorenhenkels aus beigem Ton und von rundem Querschnitt.

Mittelalterliche Funde: Da und dort, vor allem wieder bei der Nordwestecke des Turmes, zeigten sich in der Friedhoferde Bruchstücke von mittelalterlichen Rundziegeln.

In der innern Nordostecke des heutigen Kirchenschiffes, rund 2 Meter westlich der Chorwand, rund 80 Zentimeter unter alter Bodenoberfläche, wurden im Bauschutt Bruchstücke von bemaltem Wandverputz gefunden, der wohl aus der Saalkirche stammt.

Eine eiserne Schere wurde hart beim Fundament der Südmauer des heutigen Kirchenschiffes in der Friedhoferde etwa 1 Meter unter dem modernen Bodenniveau gehoben.

Die Grabfunde: Die Gräberinhalte lehren, dass der Friedhof sehr lange belegt worden ist, ansonst bei den Skelettresten nicht immer auch noch Knochen anderer Individuen gelegen hätten (vgl. Beilage 8, 4).

Grab 1: Unvollständiges Skelett einer alten Frau und Knochenfragmente eines jungen und eines älteren Kindes.

Grab 2: Sehr unvollständiges Skelett einer erwachsenen Person und Knochenfragmente von mindestens zwei Kindern.

Grab 3: Schädel und Skeletteile eines erwachsenen Mannes und Fragmente eines zweiten erwachsenen Individuums.

Grab 4: Skeletteile von zwei Erwachsenen, wovon einer als männlich bestimmt werden kann.

Gräber 5 und 6: Knochenreste nicht untersucht.

Grab 7: Skelett westlich des Hauptportals: Skelettreste eines grossen Jünglings von etwa 18 Jahren. Schädelreste von vier Erwachsenen östlich der Hauptportals.

Grab 8: Unvollständiges Skelett eines Mannes von etwa 30 Jahren.

(Briefliche Mitteilung des Anthropologischen Instituts der Universität Zürich [Prof. Dr. Ad. H. Schultz, Direktor] vom 10. März 1959 an den Denkmalpfleger.)

Aufbewahrungsorte: Archäologische Funde: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich. Anthropologische Funde: Anthropologisches Institut der Universität Zürich.



Zell – Die restaurierte Kirche aus
Nordwesten.



Zell – Kirche. Nordwestecke des ehemaligen Turmchores mit den Wandmalereien aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts und mit der spätgotischen Rankenmalerei am ehemaligen Chorbogen. Nach der Restaurierung von 1959. Links der ebenfalls 1959 neu geschaffene Westeingang.



Zell – Kirche. Nordostecke des ehemaligen Turmchores mit den Wandmalereien aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, dem Wandtabernakel von 1464 und den unmittelbar darüber befindlichen Malerei-resten aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Nach der Restaurierung von 1959.

2. Die Restaurierung von 1958/59

Projekt und Bauleitung: Edwin Bosshardt, Architekt BSA/SIA, Winterthur.

Restaurierung der Malerei: Henry Boissonnas und Sohn, Zürich. Experte der EKD: alt Kantonsbaumeister Hch. Peter, dipl. Architekt ETH, Zürich.

Bauzeit: Dezember 1958 bis November 1959.

a) Die Kirche

Nach Jahren der Vorbereitung genehmigte die Kirchgemeinde am 7. Dezember 1956 den erforderlichen Kredit für eine gründliche Aussen- und Innenrenovation. Sie umfasste folgende Arbeiten: Neuverputzen der Aussen- und Innenwände (mit Kelle aufgetragener Kalkmörtel), Reparieren des Daches, Erstellung eines neuen Bodenbelages (Guntliweider Hartsandstein), Einbau einer neuen Heizung, Schaffung einer neuen Bestuhlung, Umbau der Empore, Einbau einer neuen Orgel, Ersatz der baufälligen Gipsdecke durch eine neue einfache Holzdecke, was leider auch den Verlust der schönen Kartusche über dem Chorbogen zur Folge hatte.

Die Kanzel wurde von Übermalungen befreit, ebenso der Taufstein. Besondere Aufmerksamkeit wurde den Rippen im Chorgewölbe geschenkt. Empore, Decke, Bänke und Orgel sind Früchte schlichter, aber vorzüglicher handwerklicher Arbeit.

Ein an der Westfront geplanter Vorbau wurde im Anschluss an die so wichtigen archäologischen Entdeckungen fallen gelassen, da die wichtigsten Mauerzüge innerhalb von Langhaus und Chor zugänglich gemacht werden mussten. Hand in Hand mit dieser Unterkellerung wurden auch die Toilette und die elektrischen Schaltanlagen unter den Westteil des Schiffes verlegt. Dieses Vorgehen liess das restaurierte Hauptportal wieder voll zu Ehren kommen.

Der Brettverschluss der Glockenstube wurde grau, der Turmhelm dagegen rot gestrichen, und die 1753 eingebauten Rundfenster unter und über der Empore wurden innen geschlossen, aussen aber als Blindfenster belassen. Endlich wurde das bisherige Südportal zum grossen Vorteil der Südfassade zugemauert.

b) Der Turm

Im Turminnern wurde die zugemauerte Nordtür mittels einer feinen Rille im Verputz markiert. Der sehr wahrscheinlich anlässlich der Renovation von 1753 oder schon um 1500 beim Neubau der spätgotischen Kirche (?) in der Ostmauer des Turmes geschaffene Eingang wurde aufgegeben und durch eine Zwischenwand zweigeteilt: Der äussere Teil (mit der bisherigen Türe) dient heute als Abstellraum für das Gartengeschirr, der innere aber als Sakristeikasten. Dessen Türe wurde mit einem Überzug versehen, der dem Verputz der Ostwand ähnelt. Zudem wurde das Ornamentmotiv der Ostwand auch auf dem Türüberzug angebracht, so dass die einst so unschöne Öffnung heute kaum mehr bemerkt wird und die Ostwand wieder als geschlossenes Ganzes erscheint, das nur durch das zentrale gekuppelte Fenster durchbrochen ist.

c) Die Wandmalereien

J. H. Rahn besichtigte 1904 die damals freigelegten Teile der Malereien. Auf seine Anregung hin wurde die völlige Freilegung von Einheimischen durchgeführt. Ungefähr um 1925 wollte ein Maler aus der Gegend Figuren ergänzen. Es blieb glücklicherweise beim Versuch. Dank den Bemühungen von Prof. Hegi und der Antiquarischen Gesellschaft Zürich konnten die Malereien 1931 von Restaurator W. Naef-Bouvin, Zürich, erstmals richtig restauriert werden. Im

Jahre 1959 wurden alsdann Henry Boissonnas und Sohn beauftragt, die Bilder erneut zu sichern. Zudem beschloss die Kirchenpflege, nicht nur das riesige unschöne Schalterbrett an anderer Stelle montieren, sondern auch die Einstieg- und Seilöffnungen im Kreuzgewölbe schliessen zu lassen. Dieses Vorgehen ermöglichte eine weitgehende Ergänzung der Malereien. Gleichzeitig gelang es, durch eine unauffällige Montage einer Türe den freigelegten einstigen Chorbogen aus dem 14. Jahrhundert mit den Malereien freizuhalten, wo nun einerseits auf der südlichen Bogenhälfte teils die ockerfarbenen Malereien des 14., teils die Rankenornamente und das Wappen der Schenken von Liebegg (nicht Liebenberg!) (silberner Holzbecher auf rotem Grund) des 15. Jahrhunderts, anderseits auf der nördlichen Bogenhälfte das Kyburger Wappen mit Kleinod und darüber wiederum das reiche Rankenmotiv ebenfalls des späten 15. Jahrhunderts zu sehen sind. Wie diese Chorbogenmalereien haben auch die andern Partien durch die neuerliche Restaurierung ausserordentlich gewonnen. In die Kosten teilten sich – wie übrigens auch in bezug auf jene für die archäologisch-bauanalytischen Untersuchungen – Bund, Kanton und die Kirchgemeinde Zell.

Literatur: G. Peterhans, Die Malereien in der Kirche Zell. Separatabdruck aus: Zeller Pfarrblätter 1921, Nrn. 26 u. 27; LV. Bericht der AGZ, 1926/27, S. 27; LVII. Bericht der AGZ, 1930/31, S. 22 f.; W. Hugelshofer, Die Zürcher Malerei bis zum Ausgang der Spätgotik, II. Teil, in MAGZ, Bd. 30, 1929, S. 76.

LEGENDEN ZU DEN BEILAGEN 1 BIS 8

Beilage 1

- 1 und 2: Bubikon. Ritterhaus (Text S. 14)
- 1 Ergebnisse der Untersuchungen an der Hofmauer
- 2 Schnitt A bis B durch Hofmauer und Sodbrunnen (s. Fig. 1)
- 3 bis 5: Buchs. Mühleberg: Ruine eines Ökonomiegebäudes des römischen Gutshofes (Text S. 15)
- 3 Grundriss der Ruine von 1958/59
- 4 Profil A bis B (vgl. Fig. 3)
- 5 Übersichtsplan mit Herrenhaus und Ruine von 1958
- 6 bis 8: Bülach. Niederflachs: Überreste einer mittelalt. Schmiede (Text S. 18)
- 6 Situationsplan
- 7 Grundriss der Ruine
- 8 Profil A bis B (s. Fig. 7)
- 9 bis 12: Greifensee. Ehemalige Stadtbefestigung (Text S. 27)
- 9 Übersichtsplan mit den gefassten Resten der äusseren und inneren Ringmauer 1959
- 10 und 11: Profile an der inneren Ringmauer (s. Fig. 12)
- 12 Situationsplan der Untersuchungsergebnisse

Beilage 2

- Elsau. Kirche (Text S. 20 ff.)
- 1 Steingerechter Plan
- 2 Plan mit Sondierschnitten und -flächen
- 3 Profil C bis D mit Resten der Chorschrankenmauer (s. Fig. 1)
- 4 Ansicht der Nord- und Südecke des Ostmauerfundamentes
- 5 Profil A bis B im Längsschnitt (s. Fig. 1)
- 6 Profil E bis F im Schnitt II (s. Fig. 1)

Beilage 3

- Hombrechtikon. Kirche (Text S. 28 ff.)
- 1 Steingerechter Plan
- 2 Plan mit Sondierschnitten und -flächen
- 3 Profil C bis D im Querschnitt (s. Fig. 1)
- 4 a/b Profil A bis B im Längsschnitt (s. Fig. 1)

Beilage 4

- 1 und 2: Kloten. Schaffhauserstrasse/Dorfstrasse: Freilegung eines älteren Bauernhauses (Text S. 38)
- 1 Übersichtsplan
- 2 Situationsplan der freigelegten Ruine
- 3: Lindau. Winterberg: Ehemalige Sankt-Blasius-Kapelle auf Bläsihof (Text S. 39)
- Grundriss sowie Schnitte A bis B und C bis D
- 4 und 5: Marthalen. Steinacker: Abfallgrube aus der späten La Tène-Zeit (Text S. 41)
- 4 Übersichtsplan der Ausgrabung von 1959 zwischen x und y
- 5 Detailplan der Abfallgrube und Profile A bis B bzw. C bis D
- 6: Mönchaltorf. Kirche (Text S. 43). – Steingerechter Plan
- 7 Mönchaltorf. Aabachbrücke (Text S. 46). – Altes Mauerwerk

Beilage 5

- 1 und 2: Neftenbach. Wolfszangen: Römische Wasserleitung (Text S. 46)
- 1 Übersichtsplan
- 2 Bodenprofil mit der Wasserleitung

- 3 bis 6: Ossingen. Kirche Hausen (Text S. 46)
- 3 Steingerechter Plan mit Südprofil des Längsschnitts (s. Fig. 6)
- 4 Bauetappenplan
- 5 Gräberplan
- 6 Profil im Längsschnitt Ost-West (s. Fig. 3)
- 7: Regensdorf. Reformiertes Pfarrhaus (Text S. 51)
- Plan der Untersuchungen von 1959
- 8 bis 9: Schlatt. Pfarrhaus: Mittelalt. Wohnturm (Text S. 54 f.)
- 8 Aufriss Ost-West
- 9 Grundriss des Kellergeschosses mit Bauetappen
- 10: Schlieren. Güterstrasse: Überreste eines alten Flusslaufes
- Grundriss und Profil A bis B (Text S. 56)
- 11: Wetzikon. Oberwetzikon: Ehemaliges Schulhaus (Text S. 58)
- Grundrisse des Keller- und Obergeschosses
- Schnitte A bis A' und B bis B' (vgl. Plan unten Mitte)
- Ansicht der Ostwand (s. Grundriss des Obergeschosses)

Beilage 6

- 1 bis 4: Pfäffikon. Burg (Text S. 49)
- 1 Übersichtsplan
- 2 Detailplan der Palisade
- 3 Plan mit Holzarten
- 4 Schnitt West-Ost durch Wassergraben und Palisade
- 5 bis 9: Wiesendangen. Rebhof: Reste eines römischen Gutshofes (Text S. 60 f.)
- 5 Übersichtsplan mit Einzeichnung der Ruine von 1958
- 6 Steingerechter Plan
- 7 Plan der Ruine von 1958
- 8 Profil A bis B (s. Fig. 6)
- 9 Profil C bis D (s. Fig. 6)

Beilage 7

- Winkel. Seeb: Römischer Gutshof (Text S. 63)
- 1 Übersichtsplan
- 2 Gebäude D: Grundriss
- 3 Gebäude D: Detailplan einer Steinsetzung mit Brandresten II m von der Nordecke (s. Fig. 2)
- 4 Gebäude D: Detailplan der Mauerreste bei der Südecke
- 5 Herrenhaus A: Die 1958 gefassten Partien des Westtraktes
- 6 Gebäude C: Plan mit den 1958 freigelegten Partien
- 7 Gebäude C: Herdstelle bei der Nordecke (s. Fig. 6)

Beilage 8

- Zell. Kirche (Text S. 70 ff.)
- 1 Steingerechter Plan
- 2 Plan mit Sondierschnitten und -flächen
- 3 Plan mit den Resten der Tuffsteindecke über den frühmittelalterlichen Grabresten und der Ostmauer des römischen Eckrisalits (unter den auf Fig. 1 festgehaltenen Situationen)
- 4 Gräberplan
- 5 Plan mit den frühmittelalterlichen Grabresten (vgl. Fig. 3)
- 6 Detailplan mit Ostende der Südmauer der Saalkirche
- 7 Profil C bis D: Unten römisches Mauerfundament, oben Rest einer frühmittelalterlichen Mauer (s. Fig. 1)
- 8 Nordwestecke des Turmfundamentes. Ansicht von Norden: Rechts Tuffsteinpartie der einstigen Nordostecke der Saalkirche, links Fundamentteil des Turmes aus dem Beginn des 14. Jahrhunderts
- 9 Profil E bis F (s. Fig. 1)
- 10 Innenseite des Fundamentes der Westmauer des Turmes: Unten zwei bis drei Lagen Kiesel- und Kalksteinfundament, darüber links und rechts Reste des alten Tuffsteinfundamentes der Eckpartien der Ostmauer der Saalkirche, dazwischen das nach Erbauung der gotischen Kirche bzw. nach Auflassung der Saalkirche im ehemaligen Chorbogen konstruierte Mauerwerk
- 11 Profil A bis B im Längsschnitt (s. Fig. 1)

STADT ZÜRICH

ALTSTADT (KREIS I)

GROSSMÜNSTER

Im Zusammenhang mit dem Einbau einer neuen Orgel plante die Kirchenpflege das zweite, 1320 entstandene gotische Joch der Orgelempore abzubrechen und an dessen Stelle eine ausziehbare Verlängerung anzubringen. Nachdem der Kantonsrat die Kreditvorlage zur Überprüfung an die Staatsrechnungsprüfungskommission zurückgewiesen hatte, wurde dem wissenschaftlichen Denkmalpfleger Gelegenheit gegeben, vor dieser den Standpunkt zugunsten der Erhaltung des gotischen Emporenjoches zu vertreten. Es musste dabei vor allem darauf hingewiesen werden, dass nach den Untersuchungen von Wiesmann und Hoffmann schon die romanische Empore zwei Jochs besessen hatte, deren zweites allerdings vor 1230 abgebrochen worden ist. Der Denkmalpfleger vertrat auch die Auffassung, dass man ohne zwingende Gründe das sechshundertjährige Gesicht des Kirchenraumes nicht verändern sollte zugunsten einer technischen Lösung, die höchstens ein paar Jahrzehnte Bestand haben würde. Die Kirchenpflege beschloss in der Folge, auf den Umbau zu verzichten. – Anlässlich des Einbaus der Unterlage für die neue Orgel konnte im aufgebrochenen Emporenboden die Trennmauer zwischen romanischem und gotischem Emporenjoch auch von oben festgestellt werden.

FRAUMÜNSTER

Kreuzgang. Von den Pfeilern des 12. Jahrhunderts im Fraumünsterkreuzgang, auf denen die Legende von Felix und Regula und die Gründungsgeschichte der Abtei dargestellt war, ist nur einer erhalten geblieben. Er wurde 1898 nach Abbruch des Kreuzganges im Durchgang zwischen Kirche und Stadthaus wieder eingebaut. Schon damals sehr schadhaft und schlecht überarbeitet, zerfielen die Skulpturen im Laufe der letzten Jahrzehnte bis zur Unkenntlichkeit. Die Denkmalpflege liess 1959 den Pfeiler durch Bildhauer Willi



Fraumünster-Kreuzgang, Originalpfeiler, Zustand um 1880.



Fraumünster-Kreuzgang, von Willi Stadler rekonstruierter Pfeiler: Felix und Regula vor dem Landpfleger Decius.



Geißelung und Einkerkierung von Felix und Regula.

Stadler auf Grund älterer Abgüsse im Landesmuseum, von Zeichnungen und Photos von 1880 rekonstruieren und an Stelle des Originals einsetzen. Dieses wurde in die Baufragmentesammlung des Fraumünsters verbracht. Der Bildhauer verstand es, sich in die romanische Plastik einzufühlen, so dass die Rekonstruktion dem Original, soweit es unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich war, entsprechen dürfte. Die eine Seite des Pfeilers zeigt, wie der römische Landpfleger Decius von Felix und Regula die Verehrung des Feldzeichens verlangt; auf der andern Seite ist im Vordergrund die Geisselung, im Hintergrund die Einkerkierung der beiden Heiligen dargestellt. Es handelt sich um die älteste bildliche Darstellung der Märtyrerlegende.

AUGUSTINERKIRCHE

Die nach der Niederlassung des Ordens der Augustiner-Eremiten seit 1270 erbaute Kirche, der im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts an die Längsseiten des Chors je eine Kapelle angefügt worden war, ist nach der Aufhebung des Klosters 1524 profaniert worden. Während das Schiff zunächst als Trotte, dann als Holz- und Fruchtmagazin benützt worden ist, wurden der Chor und die beiden Kapellen 1596 für die Münzstätte hergerichtet.

Nachdem die Kirche 1842 von der Regierung der katholischen Gemeinde abgetreten worden war, erfolgte eine durchgreifende Renovation durch Ferdinand Stadler. Es wurde ein kleiner Chor eingebaut, die Westfassade mit einem grossen neugotischen Masswerkfenster und Portal neu aufgeführt. In den Seitenschiffen und im Lichtgaden setzte man neugotische Masswerkfenster ein. In allen drei Schiffen wurden hölzerne Kreuzgewölbe eingespannt. – 1873 ging die Kirche an die neue christkatholische Kirchengemeinde über.

Die Restaurierung

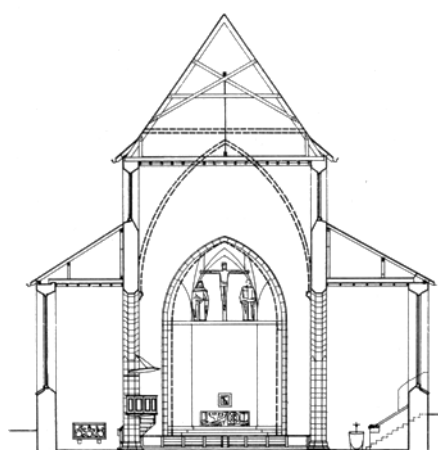
Projekt und Bauleitung: Architekt M. Kopp, Zürich.

Experten: Prof. Dr. L. Birchler, alt Kantonsbaumeister Hch. Peter, Architekt H. Leuzinger, Architekt R. A. Wagner.

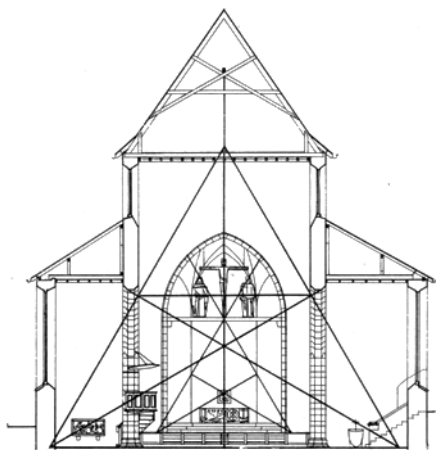
Bauzeit: Februar 1958 bis November 1959.

Die Restaurierung von 1958/59 suchte den ursprünglichen gotischen Raum wiederherzustellen. Die Entdeckung der schön profilierten Pfeilerbasen unter dem modernen Kirchenboden gab den Anhaltspunkt für die Senkung des Bodens auf das ursprüngliche Niveau. Die neugotischen Holzgewölbe wurden herausgerissen und an ihrer Stelle flache Holzdecken genau in der ursprünglichen Höhe eingezogen. Das neugotische Masswerk der Fenster wurde belassen und, wo nötig, erneuert. Am Lichtgaden der Südseite kamen dekorative Wandmalereien (Blüten- und Rosettenmotive in Blau, Rot und Gold) zum Vorschein, die aber nicht erhalten werden konnten. Der Chorbogen wurde wieder auf die früheren Masse erweitert. Ein besonderes Problem stellte die Gestaltung der 1843 aufgeführten Westfassade dar, nachdem sich ergeben hatte, dass das grosse Masswerkfenster nicht belassen werden konnte, weil es von der neuen Holzdecke überschritten wurde. Man entschloss sich nach längeren Diskussionen zu einer durch den Murerischen Stadtplan von 1576 belegten masswerklosen Drei-Fenster-Gruppe, was als sehr glückliche Lösung bezeichnet werden darf. An Stelle des neugotischen grossen Portals trat eine bescheidene Eingangstüre. Da auch der einst etwa einen Meter tiefer liegende Vorplatz auf das Niveau des Kircheninnern abgesenkt werden konnte, erhielt die Westfassade beinahe die ursprünglichen Proportionen. Das von Stadler eingebrochene Nordportal wurde wieder aufgegeben.

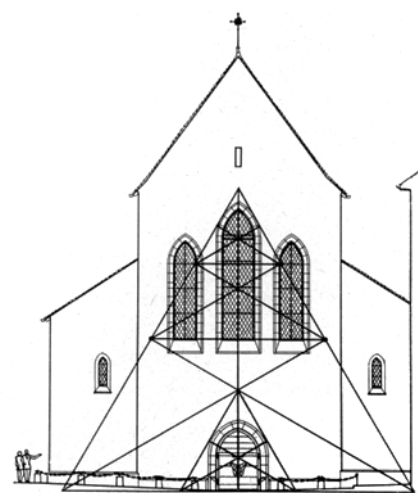
Die Restauration hat das ursprüngliche Raumbild des Schiffes wiederhergestellt, und es ist nur zu bedauern, dass der



Augustinerkirche 1 : 400.
Veränderung der Kirchendecke.



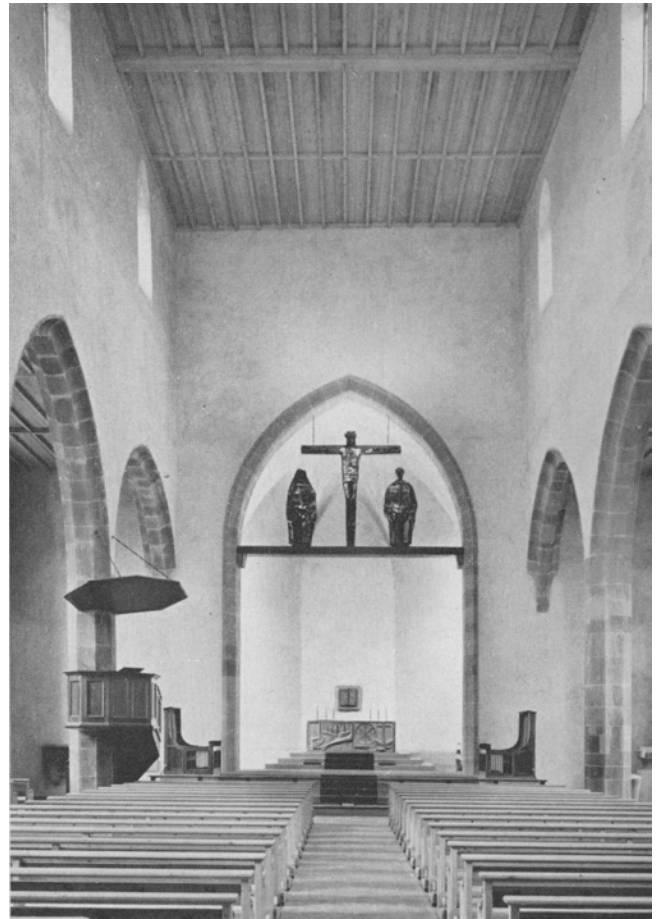
Proportionendreieck im Innern.



Proportionendreieck an der Westfassade.



Augustinerkirche, Inneres vor der Renovation.



Augustinerkirche, Inneres nach der Renovation.

im baulichen Bestand noch erhaltene Chor 1936 abgebrochen worden ist. Der moderne plastische Schmuck fügt sich in den mittelalterlichen Raum sehr gut ein. Das einzige erhaltene plastische Werk des Mittelalters, der Grabstein des Ritters Vigilius Gradner von 1467, wurde vom rechten Seitenschiff an die Ostseite des linken versetzt.

Über die Ergebnisse der Ausgrabungen im Kirchenschiff gibt W. Drack folgenden Bericht:

Die architektonisch-bauanalytischen Untersuchungen

Vor Beginn der eigentlichen Restaurierungsarbeiten im Frühjahr 1958 wurden Baugrund und Mauerwerk der Augustinerkirche einer eingehenden Untersuchung unterzogen.

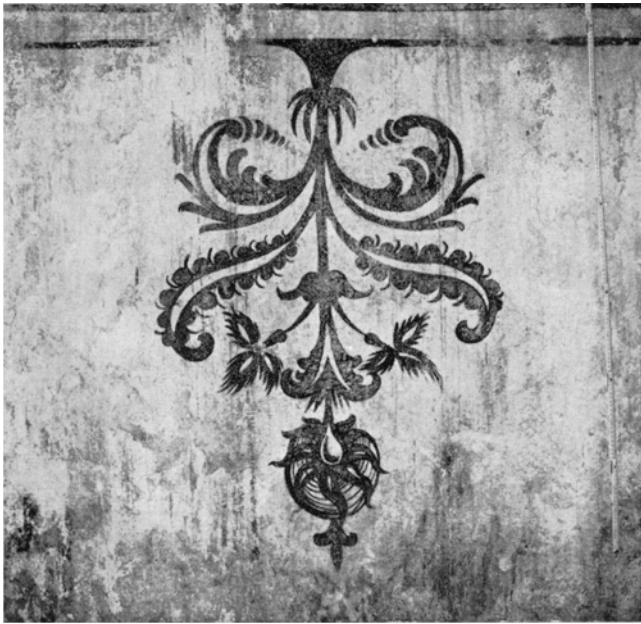
Baugrund: Die Stelle, an der die Augustiner ihre Basilika am Ende des 13. Jahrhunderts errichtet haben, war vorher nie überbaut. Ein in der Mittelachse des Kirchenschiffes angelegter Schnitt und zwei an der Nordwestecke und beim

Hauptportal angelegte Sondierschächte liessen erkennen, dass die Bodenoberfläche ehemals von Nordost nach Südwest stärker gegen die «Fröschengraben»-Niederung abfiel als im Mittelalter. Der ehemalige Chorbau ward auf einer natürlichen Terrasse erstellt, die da, wo sich noch heute die Chorstufen befinden, in einem ungefähr meterhohen Bord nach Westen zu abfiel. Vom Bord weg senkte sich das Gelände gegen den «Fröschengraben» hin ziemlich regelmässig und relativ stark, so dass zum Beispiel die Niveaudifferenz zwischen Unterkante Bord und alter Bodenfläche bei der Nordwestecke der Kirche rund 1,70 bis 2 Meter betrug. Die Augustiner mussten daher nach Erstellung der Fundamente für den Westteil des Langhauses den Baugrund um rund 1,50 Meter auffüllen. Die alte «Ackerkrume» war unter diesen erdigen und kiesigen Auffüllschichten sozusagen überall zu fassen. Sie war durch und durch mit Fragmenten von römischen Ziegeln, Keramik vom 1. Jahrhundert und aus späterer Zeit durchsetzt.

Baugeschichtliches: Nach den bauanalytischen Untersuchungen müssen der grosse Chorbau und das Langhaus nach- und



Augustinerkirche, Westfassade nach der Restauration 1959.



Augustinerkirche, ornamentale Malereien im südlichen Lichtgaden.

nicht miteinander erbaut worden sein. Das ging aus der Konstruktion der Nordwest- und Südwestecken des Chorbaues hervor, die vor allem in der Obergadenpartie erst durch später eingefügte Binder mit dem nachträglich erstellten Mauerwerk des Langhauses zusammengebunden wurden. Die eigentliche Baugeschichte ist demzufolge sehr klar und hätte einzig im Chorbau Ergänzungen betreffend die später angefügten Chorkapellen erfahren. Beim östlichsten und westlichsten Fenster der Südmauer des südlichen Seitenschiffes fanden wir die Reste einstiger Zugänge zum ehemaligen Kreuzgang.

Der Trottkeller des 16. Jahrhunderts wurde entdeckt. Er war in den Ostteil der Kirche rund 3 Meter tief eingebaut worden. Als Ost-, Nord- und Südmauern dienten die Fundamente der entsprechenden Mauern des Langhauses, als Westabschluss wurde dagegen zwischen den zweiten Pfeilern (von Osten) eine neue Mauer erbaut, die in der Kirchenmitte eine Türöffnung und eine Treppe und nördlich und südlich davon je eine Fensterluke erhielt. Die beiden Ostpfeilerfundamente waren gesichert und wie die Mauerpartien verputzt worden. Spuren weiterer Kellereingänge fanden wir in der Nord- und Südmauer des Langhauses; sie waren zum Teil so gross, dass ansehnliche Fässer hindurch-

geschafft werden konnten. Von der eigentlichen Trotte müssen die im Westteil des Kirchenschiffes da und dort gefassten Bollensteinpflasterböden sowie Längs- und Quermauerreste stammen. Natürlich konnten wir diesen Bauresten keine allzu grosse Aufmerksamkeit schenken. Es muss als unerhörter Glücksfall bezeichnet werden, dass die im 16. Jahrhundert mit dem Umbau der Kirche Beschäftigten keine grösseren Eingriffe, wie zum Beispiel die Entfernung der beiden Ostpfeiler, die, wie erwähnt, in den Keller zu stehen kamen, vorgenommen hatten. Wären nicht die Restaurierung von 1843/44 und 1920 sowie vor allem der Umbau des Chortraktes in das heutige Kirchgemeindehaus in den Jahren 1936/37 über die Augustinerkirche hinweggegangen, hätte die Restaurierung von 1958/59 zur völligen Wiederherstellung der einstigen Gesamtanlage dieser wichtigen Bettelordenskirche auf Zürcher Boden geführt. Das darf und muss hier immerhin festgehalten werden.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich I, 253 ff.; Die Augustinerkirche in Zürich, Festschrift zur Wiedereröffnung. Zürich 1959. W. Drack, Ergebnisse der baugeschichtlichen Untersuchungen 1958, in: Christkatholisches Kirchenblatt vom 28. November 1959. (Spezialnummer: Die restaurierte Augustinerkirche in Zürich.)

BARFÜSSERKLOSTER (OBMANNAMT); KREUZGANG

Bauleitung: Kantonales Hochbauamt.

Der Kreuzgang öffnete sich ursprünglich auf allen vier Seiten mit je 16 Arkaden mit verschiedenartigem Masswerk, im ganzen 40 verschiedenen Formen (nicht nur 39, wie Kdm. annimmt). Im Jahre 1837 wurden die ganze Nordwestseite und 7 Arkaden der Nordostseite beseitigt. Von diesen Arkaden sind 6 in der Loge auf dem Lindenhof erhalten. Weitere 12 Arkaden auf der Südwestseite sind wohl erst im Zusammenhang mit dem Theaterbrand 1890 abgebrochen worden. Deren 9 befinden sich im Landesmuseum. Viele Arkaden wurden hintermauert.

Eine Zeichnung von Emil Schulthess hält sämtliche Masswerke vor dem Abbruch fest und gibt ihren Standort an. Das Baugeschichtliche Archiv der Stadt Zürich besitzt Photoaufnahmen sämtlicher etwa um 1870 noch bestehenden Arkaden.

Im Zuge der Renovation des Obergerichtsgebäudes wurden

als erste Etappe einer Ergänzung der abgebrochenen Teile des Kreuzganges vom kantonalen Hochbauamt vier Arkaden der Nordostseite wieder und neuerdings weitere an der Südwestseite in Kopie eingesetzt. Der bauliche Denkmalpfleger gab die Anweisungen für die stilgerechte Steinbearbeitung. Der wissenschaftliche Denkmalpfleger bestimmte auf Grund der Zeichnung von Schulthess und der Photos aus der Zeit vor 1878 die Reihenfolge der fehlenden Arkaden und nahm die Steinmetzzeichen der erhaltenen Teile auf.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich I, 246.

GRÄBLIGASSE

Im Zusammenhang mit der Neuüberbauung drohte das letzte Mauerstück der dritten Stadtbefestigung zu verschwinden. Es wurde vom Stadtrat unter Denkmalschutz gestellt und 1959 als Eckpfeiler in das neue Gebäude einbezogen.

Barfüsserkloster, erneuerter Kreuzgang.



HECHTPLATZ

Anlässlich des Umbaus der hinteren Budenhalle zum «Theater am Hechtplatz» kam im September 1958 eine Kloake zum Vorschein, die den Ehgraben des Häuserblocks Kruggasse/Weite Gasse weiterführte und von der vordem Halle 10 bis 15 Meter limmatwärts festzustellen war. Die Seitenwände bestanden aus (vorwiegend langen) Sandsteinquadern mit Randschlag; Abdeckung mit Sandsteinplatten. Die Kloake ist auf dem Plan Ulrich 1821 eingetragen und stammt also aus der Zeit vor dem Quaibau. Sie wurde beim Bau der Budenhallen 1835 verlegt.

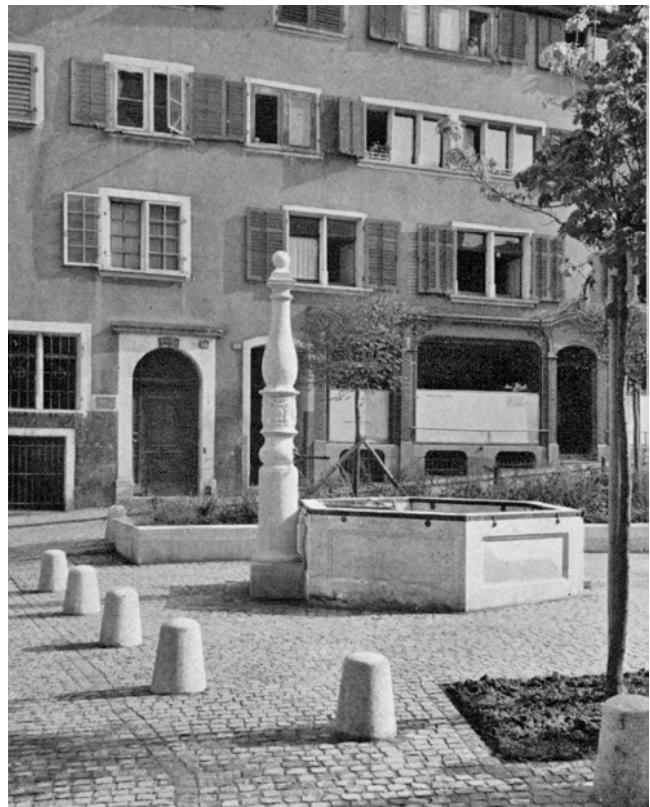
Quellen: BAZ, Pläne C 31 und Q 3.

LEUENGASSE; BRUNNEN

Pläne und Bauleitung: Büro für Altstadtsanierung und Denkmalpflege, Architekten R. A. Wagner und Ernst Graf.
Bildhauer: Franz Purtschert.

Auf dem durch die Auskernung von 1938 frei gewordenen Raum zwischen Leuen- und Spiegelgasse wurde 1959 ein Brunnen aufgerichtet, der bis 1945 im Hof der Pelikan-Häuser stand. Auf den Seitenflächen des Troges ist die Jahrzahl 1725 eingemeisselt sowie die Initialen der Erbauer der erwähnten Pelikan-Häuser, Jakob Christoph Ziegler und Leonhard Ziegler, sowie der Frauen Magdalena Landolt und Anna Margaretha Keller. Die Brunnenstud musste wegen der starken Verwitterung nach dem alten Vorbild neu geschaffen werden.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 362; NZZ 1960, Nr. 117.



Leuengasse, Spiegelgasse, neu aufgestellter Brunnen von 1725.

LIMMATQUAI 28

Ehemaliges Salzhaus. Im Zeitpunkt der Einführung der städtischen Denkmalpflege waren die Umbauarbeiten, insbesondere die Aushebung des Kellers, im Haus Kisling, an dessen Stelle das Salzhaus gestanden hatte, schon weit fortgeschritten. Nach Beobachtungen von O. Schaub und Mitteilungen des Poliers stiess man etwa zwei Meter unter dem Erdgeschossboden auf eine der Fassade parallel laufende Bohlenwand, die unter die Nordwandfundamente des *Hottingerturmes* verlief. – Nach Angaben des Poliers sind im Fundament des Hauses Kisling behauene Sandsteine des Hottingerturmes vermauert gewesen. Sie sollen zum Teil Steinmetzzeichen getragen haben, doch konnte keines mehr nachgewiesen werden. Unmittelbar an der Nordmauer wurden unter dem Podest der Grossmünstertreppe, bei der Austiefung eines Schachtes auf Niveau 407,10 Skelette gefunden. Nach Aussage der Arbeiter lagen eines mit Blick gegen das Grossmünster und eines in Gegenrichtung übereinander. Ein Holzfragment, das als Unterlage gedient hatte, wurde sichergestellt. Es muss sich um einen sehr frühen Teil des Grossmünsterfriedhofes handeln.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich I, 374.



Limmatquai 124, gotische Ofenkachel, Ende 14. Jahrhundert.

LIMMATQUAI 124

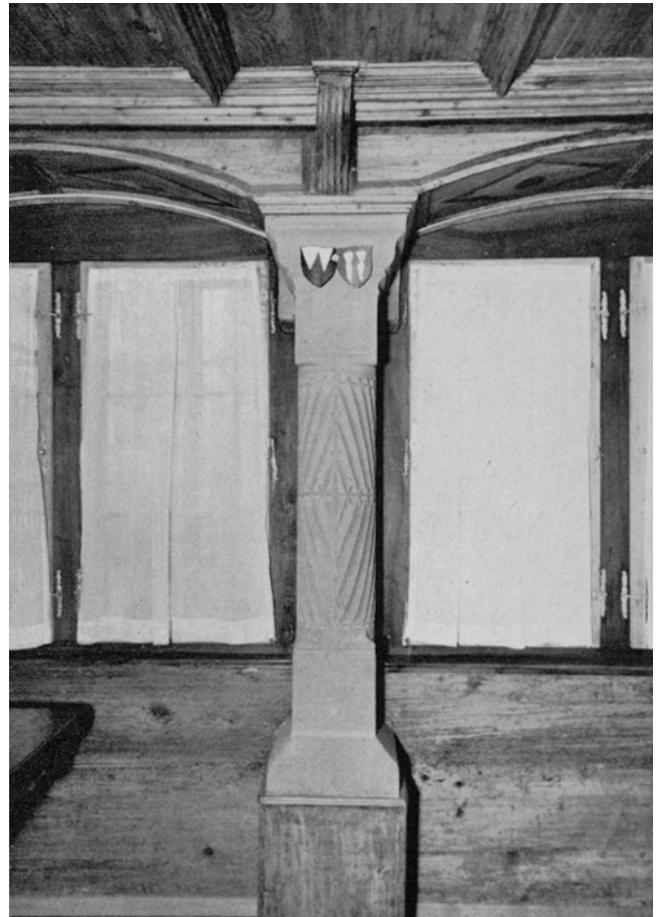
Anlässlich des Umbaus konnten ältere Fundamentmauern festgestellt werden. Die nördliche Trennmauer bestand im dritten Geschoss aus Riegelwerk mit Füllungen in Faschinenwerk. Hier wurde im Verputz eine ins Ende des 14. Jahrhunderts zu datierende Ofenkachel, eine Frau mit Bär darstellend, gefunden. Sie wurde im Hause wieder eingebaut. Ein gleiches Stück gelangte 1934 vom Hause Ötenbachgasse 13 ins Landesmuseum.

NAPFGASSE 3, ZUM SPIEGEL

Bauleitung: Liegenschaftenverwaltung der Stadt Zürich.
Beratung: Architekt R. A. Wagner.
Bauzeit: Frühjahr/Sommer 1958.

Die gut erhaltene Wohnstube aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts im ersten Stockwerk wurde 1958 restauriert. Die Kassettendecke und das Wandgetäfel (teilweise mit Intarsien) wurden von dickem Ölfarbanstrich befreit und teilweise ergänzt, die spätgotischen Fenstersäulen ausgebessert und die Wappen aufgemalt. Hier fand der grüne Kachelofen von 1698 aus dem abgebrochenen Hause Krautgartengasse 7 Aufstellung. – Hinter dem Getäfel wurden zwei Rechenpfennige von Joh. Jak. Dietzel, Rechenpfennigschlager in Nürnberg, von etwa 1710 bis 1740 gefunden.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 123.



Haus zum Spiegel, Fenstersäule, 2. Hälfte 16. Jahrhundert.



Haus zum Spiegel, Ofen von 1698, neu aufgestellt.



Tannenberghaus, vor dem Umbau.

NEUMARKT 8, TANNENBERG

Zu den vornehmen, geräumigen Häusern des Neumarktes, deren Fronten breiter sind als die der meisten Altstadt Häuser, zählte einst auch das Haus «Zum Tannenberghaus». Zu Beginn des 18. Jahrhunderts befand es sich im Besitz des Bürgermeisters David Holzhalb, nach seinem Tode 1719 ging es an seinen Schwiegersohn Johannes Fries, seit 1740 Bürgermeister, über. Unter ihm erhielt es im Erdgeschoss und im Saal des zweiten Stockes schöne Stuckdecken. Das Hauszeichen und ein Fensterpfeiler in der Form eines Hermen-Pilasters weisen auf die gute Vergangenheit schon im 16. Jahrhundert hin. 1795 erwarb der Kunstmaler Ludwig Hess-Wegmann das Haus, nach ihm bewohnte es sein Sohn, Bürgermeister Johann Jakob Hess. Nach dem Tode seiner Witwe im Jahre 1888 wurde es von einem Ulrich Hagenbuch übernommen, der das Haus in ein Mietshaus umbaute. Man legte ein neues Treppenhaus an und unterteilte die Räume; aus dem Saal entstanden vier Zimmer. Am schlimmsten wurde aber der äusseren Erscheinung mitgespielt: es wurde ein viertes Stock-

werk mit Flachdach aufgebaut und bis zum ersten Stockwerk eine Rustikaverkleidung und darüber aufgeklebte Rahmungen angebracht, die die einfachen Proportionen der unregelmässigen Fensterverteilung völlig verwischten.

Restaurierung

Projekt und Bauleitung: Architekt Josef Gschwend in Verbindung mit dem Hochbauinspektorat.

Beratung: Architekt R. A. Wagner.

Bauzeit: 1958/59.

Die Stadt als Eigentümerin liess es anlässlich der notwendig gewordenen Sanierung des Hauses nicht bei einer Verbesserung der sanitären Einrichtungen bewenden. Die Restaurierung verstand es einerseits, eine Anzahl moderne Kleinwohnungen einzubauen, und andererseits, die ursprüngliche Gestalt wiederherzustellen. Das vierte Geschoss wurde abgebaut und statt dessen die auf dem Murerschen Stadtplan (1576) sichtbare, aus der Fassade aufsteigende Lukarne wieder angebracht. Selbstverständlich hat man die Verkleidung der ganzen Fassade und die Stuckrollwerkumrahmung des Hauszeichens beseitigt und einen Kalkverputz in alter Kellenmanier aufgetragen. An Stelle der aufdringlichen, unruhigen Strassenfront ist nun eine ruhige Fassade getreten, die die Geschichte des aus zwei Gebäuden zusammengezogenen Hauses widerspiegelt. Den ehemaligen Saal im zweiten Stock, dessen Stuckdecke von Akanthusranken, Rosen, Lilien und fliegenden Bändern restauriert wurde, bezog man nicht in die Wohnungen ein. Im gleichen Stock wurden im Südzimmer die Kassettendecke von der Ölfarbe befreit und die Lackornamente in den Füllungen rekonstruiert. Auch im dritten Stock wurde der Ölfarbanstrich eines Zimmers beseitigt und die barocke Kassettendecke und das Getäfel restauriert und ergänzt. Die Stuckdecke im Erdgeschoss mit Putten und Delphinen (1948 hinter einer Verkleidung hervorgeholt) zierte nun ein Ladengeschäft. An Stelle des kleinen Hinterhauses trat ein Kindergartengebäude. Die fre werdende Kassettendecke konnte anderer Verwendung zugeführt werden. Mit dieser Restaurierung ist es gelungen, die Ansprüche modernen Wohnens und der Denkmalpflege in Einklang zu bringen und dem Neumarkt eine weitere gute Fassade einzureihen.

Baugeschichte

Der Umbau des Hauses erlaubte interessante Feststellungen zur Baugeschichte, deren Bedeutung über das Objekt hinausgeht. Sie geben einen Hinweis darauf, dass der im 12. Jahrhundert angelegte Neumarkt nicht von Anfang an geschlossen bebaut war. Ursprünglich war nur die östliche Hälfte des Tannenberghaus-Grundstückes überbaut, und zwar

Tannenberghaus, nach dem Umbau 1959. ►



mit einem dreigeschossigen Vorder- und einem niedrigen Hinterhaus, das erste schon 1273, das zweite seit 1353 im Besitz des Barfüsserklosters. Dann wurde an das Vorderhaus ein eingeschossiges Gebäude angefügt, das den Raum bis zum westlichen Nachbarhaus schloss. Seine Dachschräge war an diesem noch deutlich abzulesen. Wahrscheinlich handelt es sich bei diesem Gebäude um die 1295 genannte Trotte. Später wurden auf dieser zwei Geschosse aufgeführt, so dass die geschlossene breite Neumarktfassade mit der leicht konkaven Knickung entstand. Unter dem Verputz kamen an der Knickung die Eckquadern des östlichen Hauses bis zum dritten Geschoss zum Vorschein. In einer weiteren, in die Mitte des 15. Jahrhunderts zu datierenden Bauetappe wurde das Vorderhaus um den 3,5 Meter messenden Zwischenraum bis zum Hinterhaus nach Süden verlängert und wohl gleichzeitig mit dem westlichen Haus vereinigt. Aus dieser Zeit hat sich im dritten Stock ein gotisches Fensterchen erhalten. Am verschiedenen Niveau der Fenster im ersten beziehungsweise ersten und zweiten Stock an der Vorder- und Rückseite sind

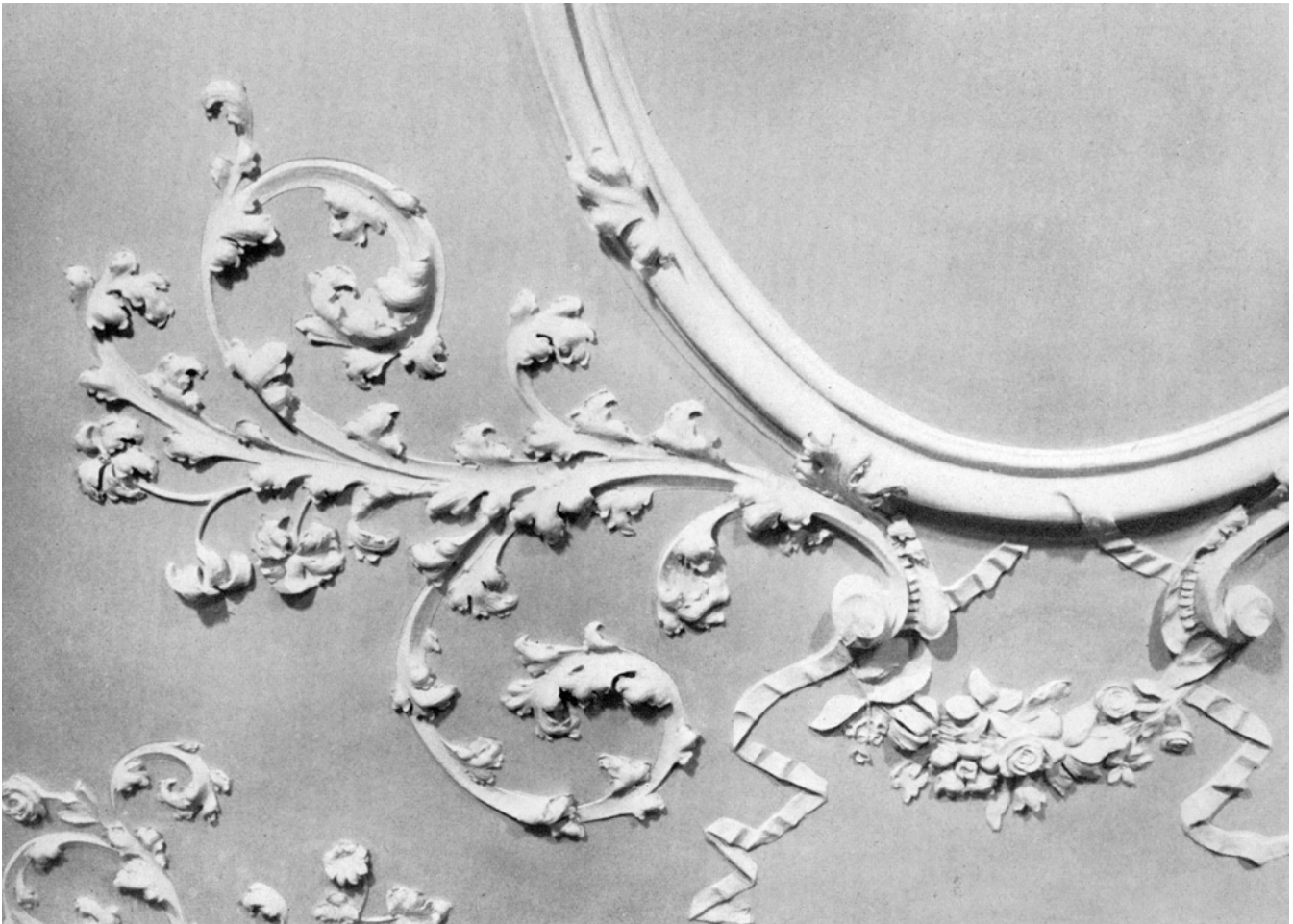
die beiden Gebäudeteile noch zu erkennen. Jedenfalls zwischen 1534 und 1540 ist die Neumarktfassade vom zweiten Stockwerk an neu gestaltet worden.

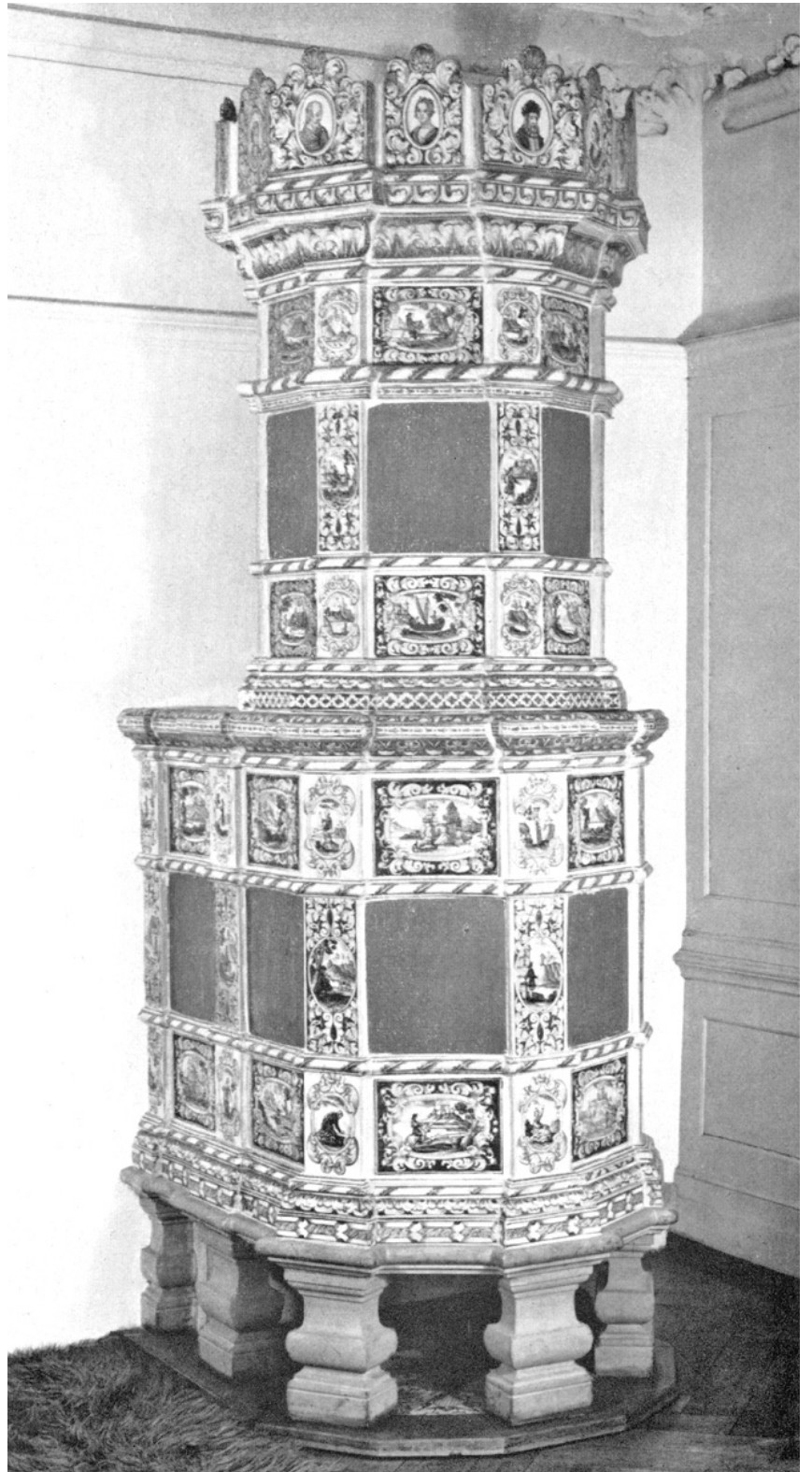
Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 76. Pläne und Aufriss im BAZ.

NEUMARKT II, ZUR STELZE

Anlässlich der Erneuerung des Verputzes im Hausgang konnte festgestellt werden, dass dieser ursprünglich eine freie, nicht überbaute Durchfahrt zwischen den Häusern Nrn. 11 und 13 war, wie auf dem Murerplan noch zu erkennen ist. Die Zuziehung der Pläne ergab im weiteren, dass das Haus ursprünglich nicht, wie bisher angenommen, in ein östliches und ein westliches, sondern in ein Vorder- und ein Hinterhaus zerfiel. Im ersten Stockwerk des ihr gehörenden Hauses liess die Stadt 1958 einen buntbemalten Turmofen aus dem abgebrochenen Haus «Zum Neuegg» an der Peli-

Tannenberg, Stuckdecke im 2. Stock.





Ofen aus dem «Neuegg», im Hause
Neumarkt II neu aufgestellt.



Ofen aus dem Talacker, im Hause Neumarkt 11
neu aufgestellt.

kanstrasse (Kdm. Stadt Zürich II, 349 und Abb. 267) , im Festsaal des zweiten Stockwerks einen vermutlich aus dem Talacker stammenden Rokoko-Ofen aufstellen.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 78.

NEUMARKT 13, ZUM MOHRENKOPF

Bei der unter Nr. II erwähnten Erneuerung des Hausgangs erschien eine mit Resten einer Treppe geschlossene Öffnung etwa in der Mitte der Mauer, die den Schluss zuliess, dass an dieser Stelle vom Durchgang her eine Treppe in den ersten Stock führte. Aus den Plänen ergab sich, dass das Haus aus zwei sehr schmalen Häusern, einem östlichen und einem westlichen, zusammengezogen worden ist. Das östliche scheint an seiner Südseite einen ehemaligen Turm (die einzige nicht unterkellerte Partie des Hauses) mit den Aussenmassen etwa 10/7,5 Meter in sich zu schliessen.

NIEDERDORFSTRASSE 86/88

Anlässlich des völligen Innenumbaus wurde aus dem Haus Nr. 86, erster Stock, eine einfache, runde Fenstersäule toskanischer Ordnung auf hohem Sockel sichergestellt. In diesem Hausteil war noch eine Blocktreppe vorhanden, die in Form und Aufbau einer steinernen Wendeltreppe entsprach: die mit Holzzapfen verbundene Spindel als Teil der einzelnen Tritte.

OBERDORFSTRASSE 5, NEUHAUS

Das vom Abbruch unmittelbar bedrohte Wohnhaus von Anna Barbara Schulthess konnte 1955 dank tatkräftiger Hilfe der Stadt gerettet und unter Denkmalschutz gestellt werden.

Literatur: P. Guyer, Das Neuhaus im Oberdorf. Zürich 1956. – Kdm. Stadt Zürich II, 92.

Pfalzgasse 6, Architekturmalerie, 2. Hälfte 16. Jahrhundert.



OBERDORFSTRASSE 23/RÖSSLIGASSE 6

Im nördlichen Eckzimmer des ersten Stockes kamen 1959 anlässlich des Abbruchs die Rundbalken mit den Nuten einer gewölbten gotischen Balkendecke zum Vorschein.

PFALZGASSE 6

Projekt und Bauleitung: Architekt R. Fässler.

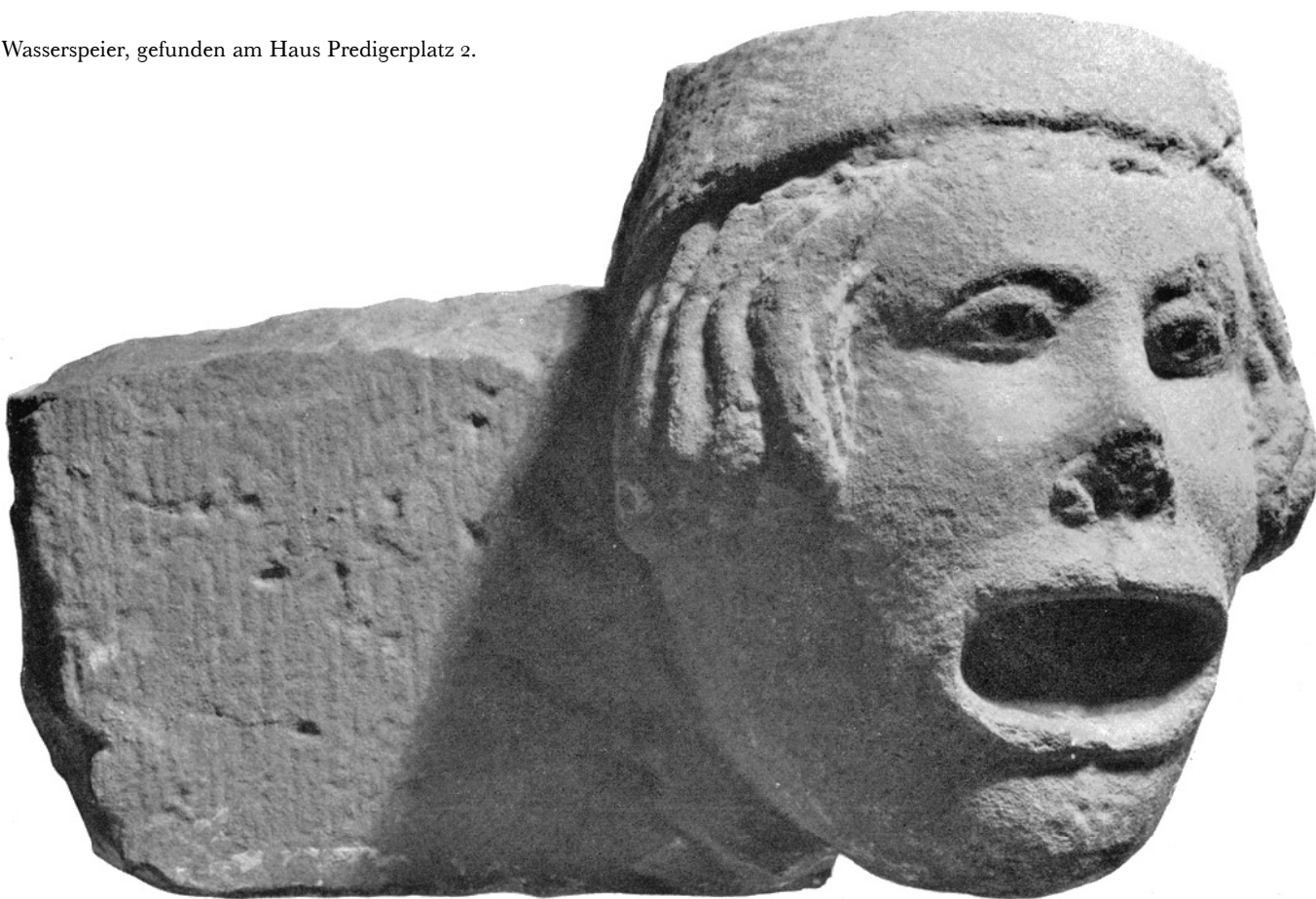
Bauzeit: Sommer/Herbst 1959.

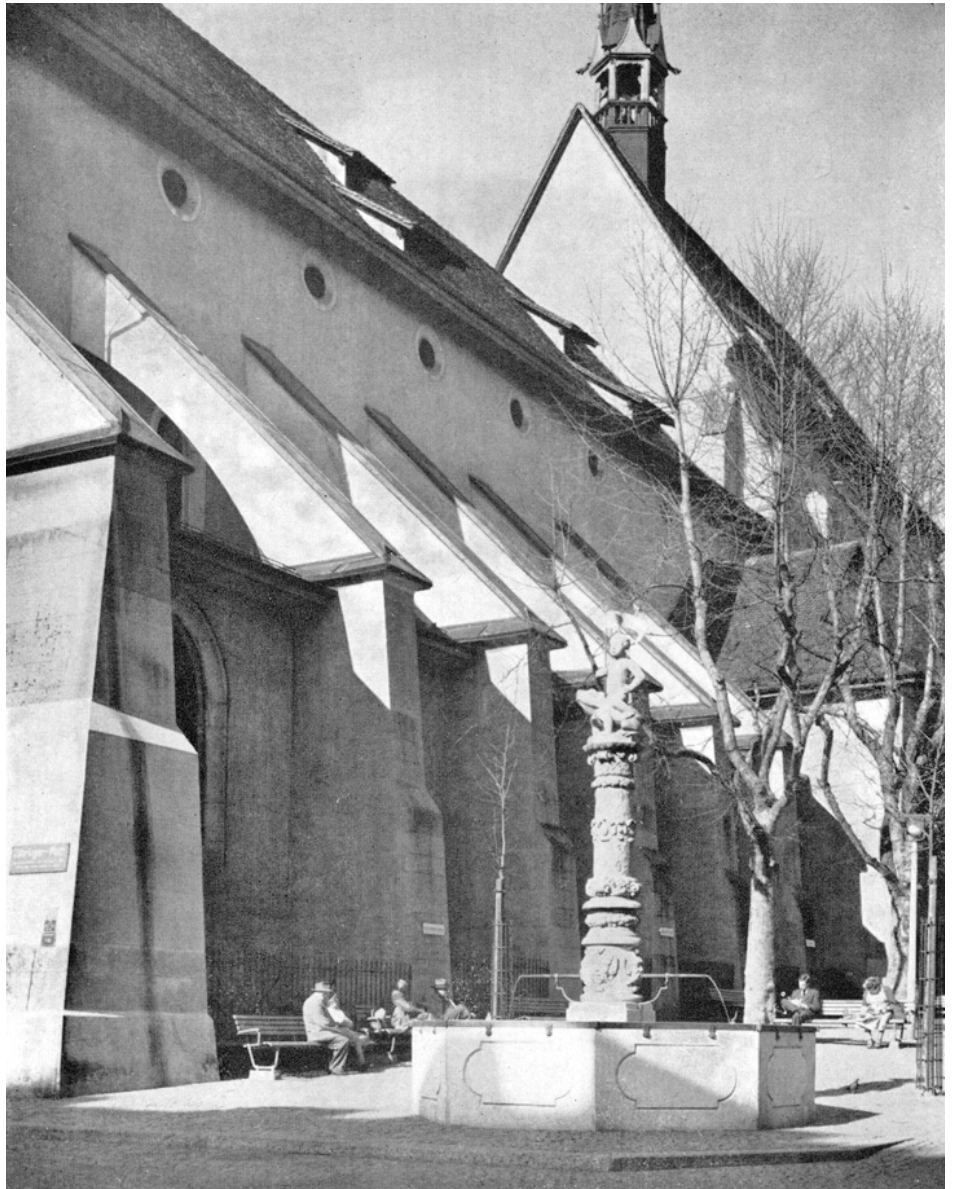
Im Zuge des vollständigen Innenumbaus kam im rückwärtigen Zimmer des ersten Stockes eine die beiden östlichen und das südliche Fenster sowie die Türe umrahmende Architekturmalerei in stark beschädigtem Zustand zum Vorschein. Das Haus ist 1532 bis 1535 umgebaut worden. Der Sandsteinpfeiler zwischen den östlichen Fenstern trägt das alte Holzhalbwappen und die Jahrzahl 1535. Da die Malerei aber über Holzdübel in den Fensterleibungen weggeht, muss

sie jünger sein und entstand wohl erst zur Zeit, da der Glasmaler Heinrich Holzhalb, † 1570, oder sein gleichnamiger Sohn, † 1595, das Haus bewohnte. Es ist daher denkbar, dass die Malerei von ihrer Hand stammt, um so eher als die Rahmung ihr Vorbild in Glasgemälden beziehungsweise deren Vorzeichnungen zu haben scheint. Die Malerei wurde in Kopie wieder angebracht. – Das Sandsteingewände der Eingangstüre dieses Zimmers, das ebenfalls mit dem Holzhalbwappen geschmückt und auf 1532 datiert ist, wurde farbig bemalt. – Im Vorraum waren Reste der grauen Umrahmung und aufgemalte Ergänzungen des Riegelwerkes sichtbar. Im zweiten Stock bestanden die Riegelfüllungen zum Teil aus Faschinenwerk. – Die nur noch zu zwei Dritteln erhaltene Régence-Stuckdecke im Erdgeschoss konnte nicht erhalten werden, doch wurden drei Stücke herausgesägt und sichergestellt.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 198.

Wasserspeier, gefunden am Haus Predigerplatz 2.





Predigerplatz, Froschaubrunnen,
ergänzt und neu aufgestellt.

PREDIGERPLATZ; BRUNNEN

Projekt und Bauleitung: Büro für Altstadtsanierung und Denkmalpflege.

Bildhauerarbeiten: Otto Münch und W. Casanova.

Auf dem Zähringerplatz stand von 1873 bis 1954 ein Brunnen, dessen Säule vom Brunnen beim Barfüsserkloster stammte. Sie war bekrönt vom Signet der Buchdruckerei Froschauer (einem auf einem Frosch reitenden nackten Knaben), einer Kopie der Säulenbekrönung eines Brunnens im Hofe der Froschau. Als der Zähringerplatz zum Parkplatz

gemacht wurde, musste der Brunnen weichen. 1958/59 ist er an der Ecke Predigerplatz/Zähringerplatz wieder aufgestellt worden. Als Vorbild für das Becken diente der frühere Brunnen beim Barfüsserkloster. Die Brunnen säule konnte dem wieder aufgefundenen Original von Balthasar Bingiser von 1585 nachgebildet werden. Die Brunnenfigur wurde in Anlehnung an das Signet der Froschauer-Bibel von Otto Münch neu geschaffen.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich I, 72.



Rindermarkt 11, barocke Kassettendecke.

PREDIGERPLATZ 2

Anlässlich der Fassadenrenovation im Jahre 1955 entdeckte man unter dem Dachvorsprung einen eingemauerten Kopf, der dick mit Ölfarbe überstrichen war. Bei deren Ablösen erwies es sich, dass Schnurrbart, Kinnbart und Nasenteile spätere Stuckzutaten waren. Sie wurden beseitigt, und schliesslich kam ein gut erhaltener romanischer Wasserspeier zum Vorschein. Er wurde dem Landesmuseum übergeben und durch eine Kopie von Bildhauer W. Stadler ersetzt. Es ist zu vermuten, dass es sich um eine Spolie von der Predigerkirche handelt, die dort beim Umbau 1611 bis 1614 als Folge der Erhöhung von Lichtgaden und Dachstuhl entfernt wurde. Das Stück würde dann der Erbauungszeit der Predigerkirche um 1230 angehören.

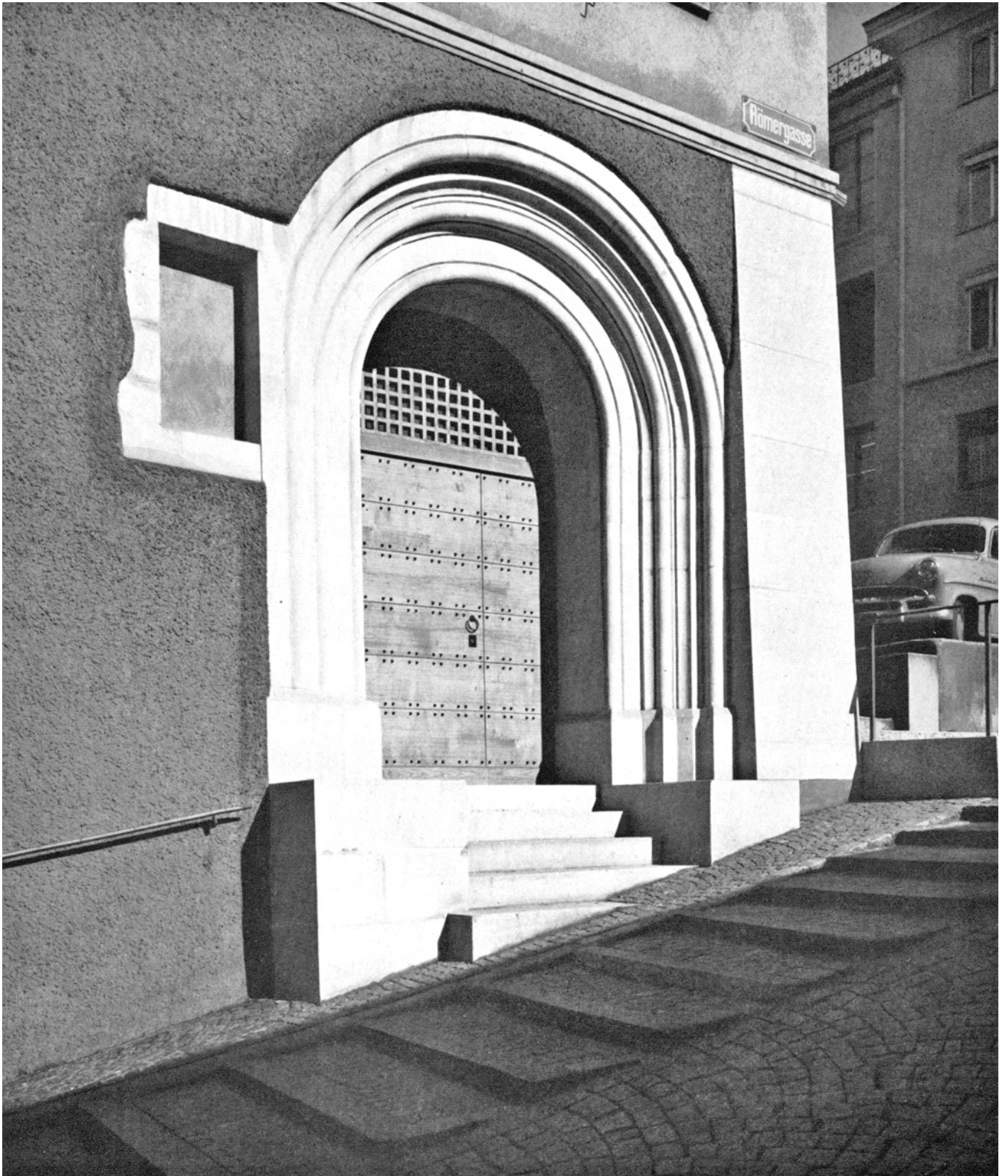
RINDERMARKT 11

Bauleitung: Liegenschaftenverwaltung.
Beratung: Architekt R. A. Wagner.

In dem bis 1567 vom Maler Hans Asper bewohnten Haus kam anlässlich der Renovation des Nordzimmers im ersten Stock unter der barocken Kassettendecke eine mit Renaissance- Rollwerk bunt bemalte Balkendecke zum Vorschein.

Rindermarkt 11, bemalte Balkendecke nach Entfernung der Kassettendecke.





Haus zum Loch, romanisches Portal nach der Restaurierung.

Die Kommission für Denkmalpflege beschloss, diese sichtbar zu machen und zu restaurieren. Die Kassettendecke wurde ausgebaut und eingelagert. Die gut erhaltene Bemalung der Balkendecke mit weissen Ornamenten auf rotbraunem Grund dürfte um 1600 zu datieren sein, während die Kassettendecke um 1660 bis 1680 daruntergesetzt worden ist. – In den Fensternischen trat Architekturmalerei in zwei Schichten zutage (16. bis 17. Jahrhundert). An der Ostwand wurde das Riegelwerk freigelegt und, wie auch die schöne Renaissance-Eingangstüre, restauriert.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 104.

RÖMERGASSE 13, ZUM LOCH

Projekt und Bauleitung: Büro für Altstadtsanierung und Denkmalpflege Arch. R. A. Wagner und Arch. E. Graf.
Bauzeit: Sommer 1959.

Das romanische Portal wurde einer vollständigen Restaurierung unterzogen. Die Kunststeinflickstellen wurden entfernt und neue Werkstücke in Sandstein eingesetzt unter möglichstster Erhaltung originaler Teile. Bei der Beseitigung des Terrassenvorbaus des Jahrhunderts konnte festgestellt werden, dass das Portal damals um etwa 50 Zentimeter gekürzt worden war. Die untere Partie wurde an Hand alter Stiche rekonstruiert. Leider musste die Treppe aus Platzgründen unmittelbar ans Haus gelegt werden. Links des Türgewändes und mit diesem im Verband wurde das kleine Seitenfensterchen unter dem Verputz hervorgeholt. Das Portal erhielt eine moderne Türe in Eichenholz mit Kämpfer und Nagelbeschlag, das Tympanonfeld, gemäss einem alten Stich, ein Holzgitter.

Es wäre sehr zu wünschen, dass die beiden im 19. Jahrhundert abgeänderten romanischen Fenster ebenfalls rekonstruiert werden könnten, wobei die neoromanischen Partien des Sockelgeschosses verschwinden müssten.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 108.

RÜDENPLATZ 2/LIMMATQUAI, ZUR KERZE

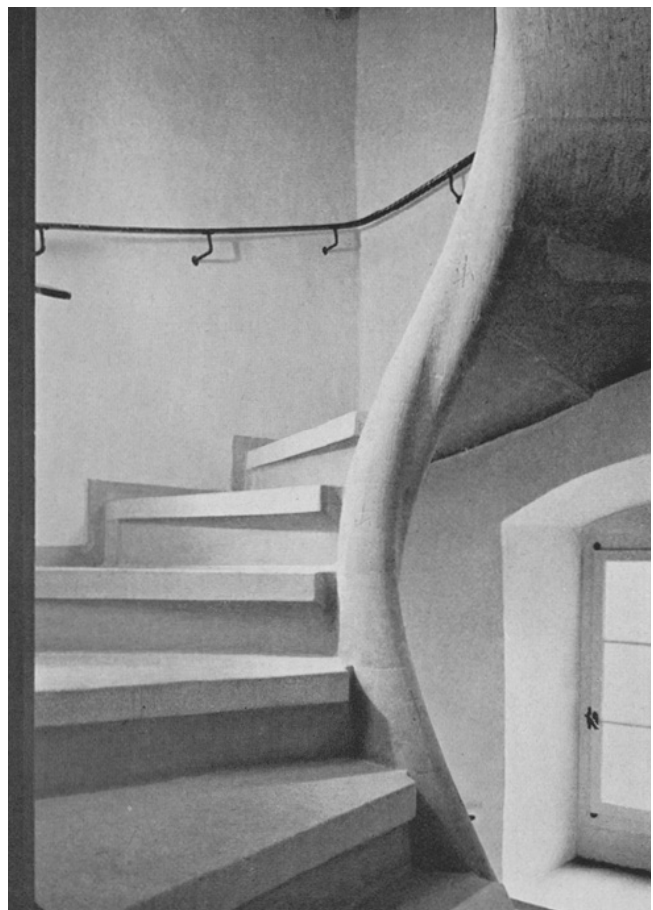
Projekt: Büro für Altstadtsanierung und Denkmalpflege, Architekt R. A. Wagner und Architekt E. Graf.
Bauleitung: Architekt H. Diener.
Bauzeit: 1957 bis 1959.

Der Abbruch des durch seinen dreigeschossigen Erker ausgezeichneten Hauses, das allerdings in ähnlicher Weise rekonstruiert werden sollte, wurde durch Stadtratsbeschluss verhindert. Es gelang der Stadt in langen Verhandlungen, von der Bauherrschaft die Zustimmung zur Erhaltung der Fassaden und des Treppenhauses mit der Wendeltreppe aus

der Mitte des 16. Jahrhunderts zu erreichen unter der Bedingung, dass sie die Mehrkosten trage. Das Innere des Hauses mit Ausnahme des Treppenhauses und die Nordmauer wurden vollständig neu gebaut, und es wurde auch ein neues Dach aufgesetzt. Der Erker an der Westfassade und das Hauszeichen an der Südseite wurden an Hand von Farbspuren polychrom behandelt, die Wappen, soweit keine Anhaltspunkte mehr vorhanden waren, sinngemäss aufgemalt (Kunstmaler Aug. Frey). Die Wendeltreppe musste gründlich überholt werden. Im Treppenhaus kamen Grisaillemalereien des 16. Jahrhunderts zum Vorschein, die teilweise rekonstruiert wurden (2 Medaillons). – Bei der Restaurierung der Westfassade trat unter dem Verputz schönes Sandsteinquaderwerk zutage, das vom Erker unterbrochen wurde. Daraus ist zu schliessen, dass das Gebäude bedeutend älter ist als der auf 1548 datierte Erker, der damals in die Wand eingesetzt worden sein muss.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 112.

Haus zur Kerze, gotische Wendeltreppe.





Haus zur Kerze mit Erker von 1548,
nach dem Umbau 1959.

SCHIFFLÄNDE 26/RÖSSLIGASSE 2, HOTEL SEEHOF

Abbruch 1959. Das Deckengemälde im zweiten Stock, zwei die Wappenschilder Steffen und Orelli haltende Putten, wurde nicht erhalten, da unter der schlechten Übermalung keine Spuren ursprünglicher Farbe mehr vorhanden waren. In einem rückwärtigen Zimmer des zweiten Stocks unbedeutende Stuckdecke mit Bandornament.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 111

SPIEGELGASSE 11, ZUM WALDRIES

Das Haus wurde 1957 ohne städtische Beiträge, aber mit Beratung des baulichen Denkmalpflegers restauriert und innen umgebaut. Die Sandsteinquadern der Fassade wurden in barocker Manier überarbeitet, ein neuer Verputz aufgetragen und der Erker unter Verwendung alter Dekorationsmotive, die beim Ablagen zum Vorschein gekommen waren, neu bemalt. Der moderne Schaufenstereinbau konnte in massvollem Rahmen gehalten werden. Die grosszügige Sanierung der Wohnverhältnisse erfolgte unter Schonung alter wertvoller Bauteile. Besonders beachtenswert ist die Entdeckung einer Bogentüre im zweiten Stock aus Sankt-Urban-Backsteinen, die in die Zeit um 1270 bis 1275 zu datieren ist. Die Türe konnte an Ort und Stelle belassen werden.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 125 – Rud. Schnyder, Die Baukeramik... Bern 1958.

STÜSSIHOFFSTATT 13, ZUR LINDE

Der Einbau eines Kinos erlaubte im Erd- und Kellergeschoss Bauuntersuchungen. Das Haus steht auf einem mächtigen Findling des Linthgletschers. Der tiefe Keller bestand aus zwei Ost-West gerichteten Gewölben in Tuffstein, die miteinander durch drei grosse, flache, in schön behauenen Quadern gefügten Bogen verbunden waren. Die Bogen ruhten auf Pfeilern mit stark abgefasten Kanten. Dem schmalen und kürzeren südlichen Gewölbe schloss sich im Westen ein kleiner Raum ohne Zugang an, der bis auf Erdgeschosshöhe reichte und, nach Aussage des Architekten, mit Sand gefüllt war, in dem sich Tierknochen, vor allem Zähne, befanden. Das nördliche Gewölbe öffnete sich ursprünglich gegen Westen mit einem Tor auf den unüberbauten Platz von Haus Nr. 14. Es waren noch der Balkensturz und Reste von drei Kloben, an denen das Tor gehangen hatte, vorhanden.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 140.

THEATERSTRASSE 2/FALKENSTRASSE 15/17

Beim Abbruch dieses um 1870 auf Schanzengebiet erbauten Hauses konnten keine Fundamente der Befestigung festge-

stellt werden. Es mögen aber im Fundament des Hauses verbaute Sandsteinquadern von der Befestigungsanlage stammen.

UNTERE ZÄUNE 17, WILDER MANN

Beim Abbruch im Jahr 1959 wurde als einzig noch erhaltenes Ausstattungsgut dieses einst prunkvollen Hauses ein Renaissance-Fensterpfeiler im vierten Stockwerk sichergestellt. Ebenso wurde das Gewände einer Rundbogennische im Keller ins Depot übergeführt. – Ein in der Stützmauer des Hofes eingebauter Sandsteinbalken mit barockem Ornament erwies sich als der zweifellos beim Umbau von 1871 hierher verbrachte Sturz des Hauptportals von 1615; er wurde an Ort und Stelle belassen.

Im erhöhten Garten hinter dem Haus kamen zwei flache Gewölbe zum Vorschein, das nördliche, etwa 8 Meter lange, besass am Ende einen mit einer Sandsteinplatte gedeckten Ausstieg. Nach schriftlichen Quellen wurden die Gewölbe 1668 erbaut.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 150.

WEINGASSE 4/SCHWEIZERHOFASSE 3

Die beiden im Zuge der Altstadt-sanierung zum Abbruch bestimmten Häuser, die zur Hauptsache nicht unterkellert waren, standen auf Auffüllmaterial. Die Mauern waren bis und mit dem dritten Geschoss sehr dick (etwa 1 Meter). Die von Ost nach West laufende Trennmauer zwischen beiden Häusern bestand im dritten Geschoss zum Teil aus Faschinenwerk. Im Haus Weingasse 4 konnten an der Ostseite des dritten Stockes zwei gotische, sorgfältig gearbeitete Fenstergewände gesichert werden, die beweisen, dass das Haus nach Osten einmal freigestanden hat. Ein gotisches Spitzbogenfenster an der Südseite des gleichen Stockwerks wies schlechte Überarbeitung auf. Abbruch und Einbau der gotischen Fenster an der Westseite des anstossenden Hauses 1960.

WEINGASSE 7/9

Anlässlich des Abbruches der Häuser im Jahre 1956 wurden in der Brandmauer Sankt-Urban-Backsteine gefunden, die Bestandteile eines spitzbogigen Fenstergewändes gewesen waren. Die Steine sind in die Zeit um 1280 zu datieren und geben einen wertvollen Hinweis auf die Erbauungszeit der erst für das 14. Jahrhundert urkundlich belegten Häuser. Die Steine wurden ins Landesmuseum verbracht.

Literatur: Rud. Schnyder, Die Baukeramik... Bern 1958.

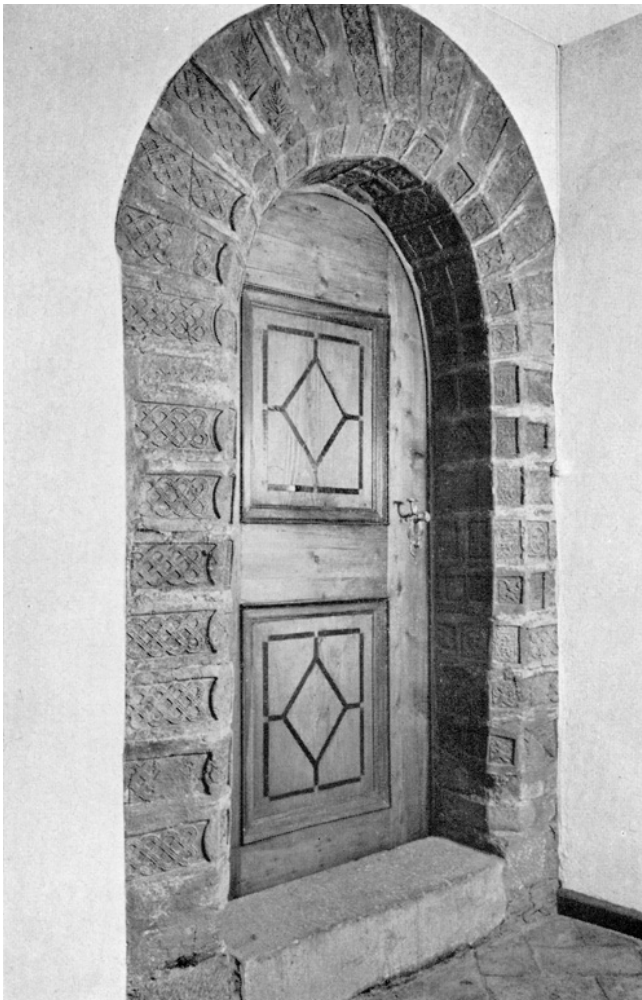
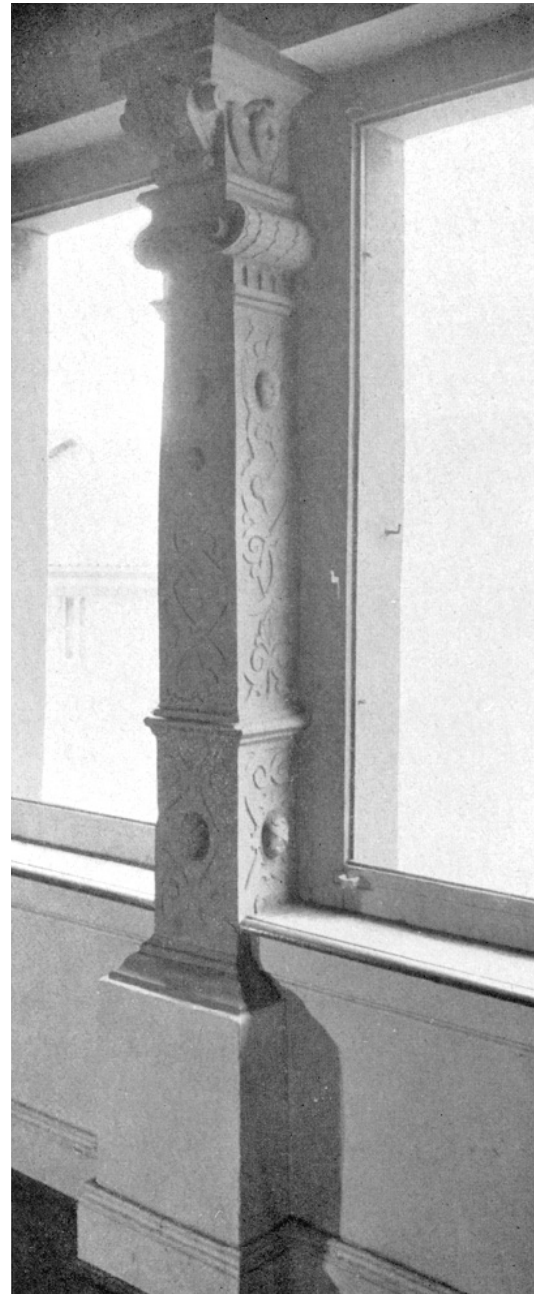


Spiegelgasse 11, Südfassade nach dem Umbau 1957.



Spiegelgasse II, Bogentürgewände
aus St.-Urban-Backsteinen,
um 1270–75 (Ausschnitt).

Untere Zäune 17, Renaissance-Fensterpfeiler, 1615.

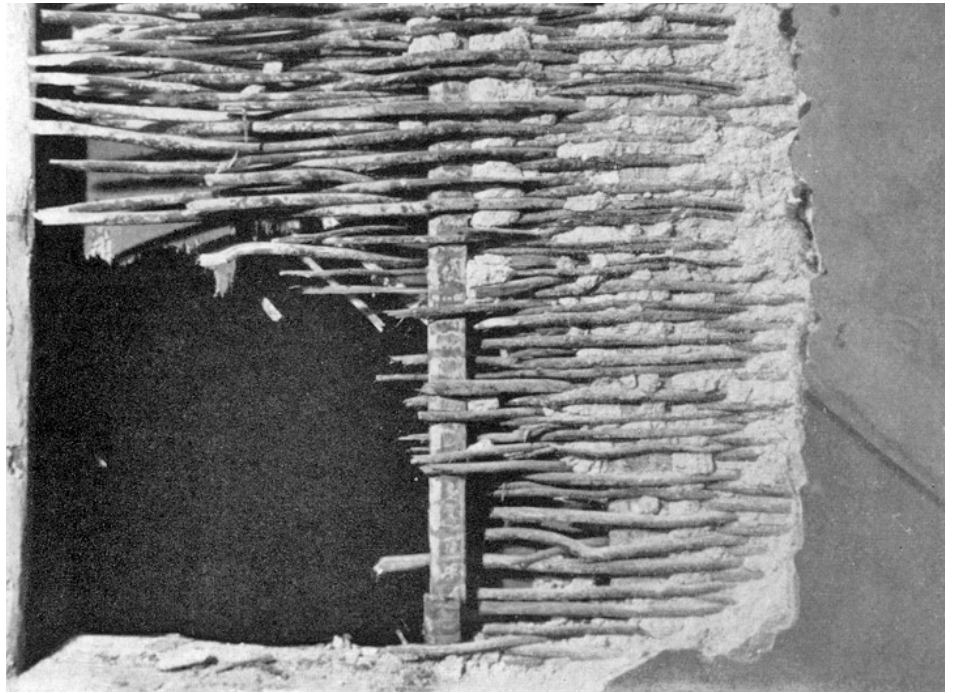


Spiegelgasse 11, Bogentüre aus St.-Urban-Backsteinen.



Weingasse 7/9, Reste eines Fenstergewändes aus St.-Urban-Backsteinen, um 1280.

Weingasse 4/Schweizerhofgasse 3,
Faschinenwerk der Trennmauer
der Häuser.



AFFOLTERN (Kreis II)

ZEHNTENHAUSSTRASSE 146

Der Keller weist schwarze Rahmenbemalung auf, bestehend aus einem breiten Band und einer Linie. Sie zieht sich den Ecken entlang, um Türen, Fenster und Nischen. An der Wand gegenüber dem Eingangstor über einer Nische in Linieneinrahmung eine beschädigte Jahrzahl: *ANNO DOM... 16.8 AS.* Links darüber gut erhaltenes halbes Mühlerad, wohl Besitzerwappen, rechts nur noch kleiner Farbreist. Der damalige Besitzer konnte nicht festgestellt werden.

AUSSERSIHL (Kreis 5)

HARDTURM

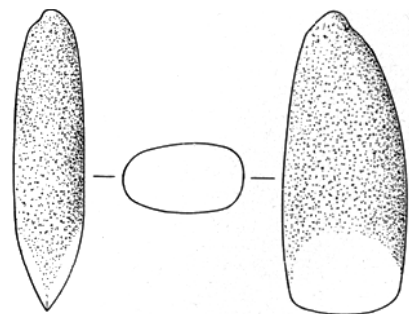
Der Hardturm ist durch den Nationalstrassenbau gefährdet. Die Mittelachse der Autobahn im Limmattal würde direkt durch den Turm führen. Durch eine Verschiebung limmatwärts ist jedoch die Erhaltung möglich. Über die Geschichte des im 12. Jahrhundert erbauten Turmes vgl. Paul Kläui, *Der Hardturm im Mittelalter*, Sonderdruck aus *Nachrichten des Schweizerischen Burgenvereins* 1959, Nr. 3.

ALTSTETTEN (Kreis 9)

LOOGARTEN – *Neolithisches Steinbeil*

Im Herbst 1959 fand Arnold Affolter, Landwirt, Girhaldenweg 3, Zürich-Altstetten, auf seinem Acker südöstlich des Salzweges auf der Flur Breite bei Koordinationspunkt 677950/248900 ein spitznackiges Steinbeil, das er anlässlich der Untersuchung der römischen Ruine im Loogarten im März 1960 dem kantonalen Denkmalpfleger ausgehändigt hat. – Aufbewahrungsort: Schweizerisches Landesmuseum, Zürich.

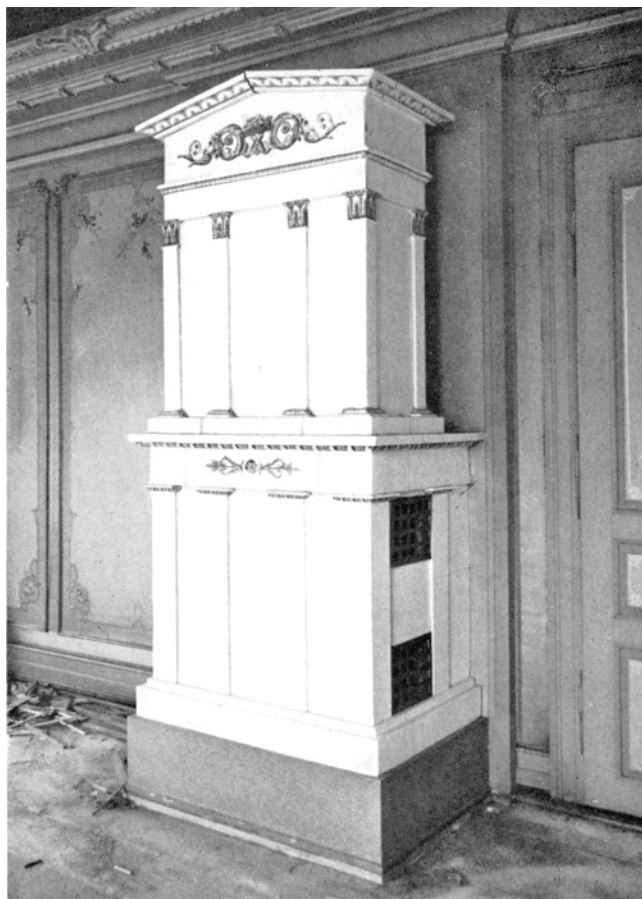
W. Drack



Altstetten, neolithisches Steinbeil. $\frac{1}{3}$ natürlicher Grösse.



Enge, Haus zur Palme, Haustüre.



Enge, Haus zur Palme, Empireofen.

ENGE (Kreis 2)

BLEICHERWEG 31, ZUR PALME

Da es nicht möglich gewesen war, das 1835 bis 1837 erbaute klassizistische, von schönem Baumbestand umgebene Haus «Zur Palme» zu erhalten, wurden alle bemerkenswerten Einzelteile photographiert. Die drei besten der im Hause befindlichen Empireöfen wurden ausgebaut und ins Depot verbracht, ebenso die schöne Empirehaustüre. Ferner wurden einige Türschilder, darunter ein schönes Empiremessing-schild, sichergestellt. Mit dem Abbruch des Hauses wurde Ende 1959 begonnen.

Literatur: Kdm. Stadt Zürich II, 402.

GUTENBERGSTRASSE I

Der grösstenteils unter der Strasse verschwundene Keller-eingang trägt am Sturz die Jahrzahl 1817. Über der Haus-türe an der Bederstrasse eine barocke Wappenkartusche. Das Haus ist zum Abbruch bestimmt.

HÖNGG (Kreis 10)

LIMMATTALSTRASSE II

Anlässlich des Abbruches (März 1959) des Lehenhauses des «Roten Ackersteins», erbaut um 1645, konnte in letzter Minute der grösste Teil der barock bemalten Holzdecke sichergestellt werden. Die besten Teile davon wurden im Ortsmuseum im neuen Kirchgemeindehaus Höngg eingebaut und von Maler Rüdin restauriert. Die gleiche Bemalung wies eine Decke auf, die 1953 beim Abbruch des «Neuenhofes» (Talacker 5) zum Vorschein kam und nach 1684 zu datieren ist. Die Decke im Lehenhaus stammt somit nicht aus der Erbauungszeit, sondern wohl erst aus der Zeit, da das Herrenhaus 1674 errichtet worden ist. – Hinter dem Getäfer kamen am 10. März Barockmalereien zum Vorschein (Schloss mit Vorplatz und Figuren, Bild des «Roten Ackersteins»), deren lebendige Farben gut erhalten waren. An eine Sicherung war angesichts des raschen Hausabbruches nicht mehr zu denken. Der Besitzer brach zwei Einzelheiten aus; das übrige wurde in Farbdias aufgenommen.

Literatur: Mitteilungen der Ortsgeschichtlichen Kommission Höngg, Nr. 17.

Högg, Limmattalstrasse 11, barocke Dekorationsmalerei.



RIESBACH (Kreis 8)

OTTENWEG 11

In der nördlichen Ecke des Baugrundstückes (ehemals Garten) wurde ein mit einer Sandsteinplatte gedeckter Sodbrunnen entdeckt. Die Wandungen bestanden aus nicht gemörtelten Feldsteinen. Auf dem etwa 8 Meter tiefen Grund lag Wasser. Eine darin stehende moderne Wasserleitungsröhre bewies, dass er bis in neue Zeit benutzt worden ist. Er dürfte wie andere Sodbrunnen in dieser Gegend erst aus dem 19. Jahrhundert stammen.

STETTIBACHSTRASSE 10

Herr Hans Blunier (Schwamendingen) übermittelte Bericht, Planskizze und Photo von zwei südlich der Kirche im Gartenareal der Familie Geering vom Bagger leicht angeschnittenen, mit einer 10 bis 20 Zentimeter dicken Kalkschicht bedeckten Gräbern. Untersuchungen konnten nicht angestellt werden.

SCHWAMENDINGEN (Kreis 11)

KIRCHE

Im Jahre 1957 hat Pfarrer G. Schmid (damals in Oerlikon) aus Privatbesitz stammende, farbige Skizzen der 1885 in der Kirche Schwamendingen entdeckten Fresken dem Kirchenarchiv Schwamendingen überwiesen. Die von Pfarrer Rudolf Steinmann erstellten Zeichnungen geben, trotz ihrer Mängel, einen Begriff von der Ausmalung des ganzen Schiffes, die von J. R. Rahn in die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts datiert wurde, eher aber älter ist. Die Ausmalung der Längswände bestand aus drei übereinanderliegenden Streifen. Die Südwand nahm die Darstellung des Lebens Jesu ein, die Nordwand in ganzer Höhe ein Christophorus, die Legende des heiligen Niklaus (Kirchenpatron) und ein Jüngstes Gericht. Die Skizzen bildeten die wertvolle Unterlage für eine bei einer Innenrenovation anzustrebende Freilegung der Fresken.

Literatur: ASA 1885, S. 196.



Höngg, Limmattalstrasse 11, bemalte Holzdecke, spätes 17. Jahrhundert.

ABBILDUNGSNACHWEIS

KANTON ZÜRICH

a) Photographien

Alle Kantonaes Hochbauamt, ausgenommen die folgenden:
Schweizerisches Landesmuseum: S. 42, 61, 70 (links), und
O. Schait: S. 67 (Photomontage von H. R. Wiedemer).

b) Zeichnungen

Verfasser: S. 13, 19, 20, 24, 26, 42 und 46; P. Hess, Mönchaltorf:
S. 44; H. R. Wiedemer: S. 68 und 69; nach Angaben der Ver-
fasser von R. Eberle: S. 21 bis 23, 28 bis 31, 43 und 45, 71 bis 74.

c) Pläne und Beilagen

Auf Grund von Unterlagen von W. Drack wurden die Pläne:
auf Beilage 1 (ausgenommen 5), 2, 3, 4 (1, 2 sowie 4, 5 und 7),
5 (1 bis 7 sowie 10 und 11), 6 (1 bis 5 sowie 7 bis 9) und 8 (5 bis
11) von E. Engesser,
auf Beilage 8 (1 bis 4) von W. Stäuble,
auf Beilage 4 (3) von Th. Flückiger,
auf Beilage 5 (8 und 9) von G. Lang,
auf Beilage 6 (10) von Frl. S. Graber,

auf Grund von Unterlagen von Frl. Y. Mottier die Pläne auf
Beilage 7 (2 bis 4, 6 und 7) von E. Engesser,
auf Grund von Unterlagen des Architekturbüros H. & J. Meier,
Wetzikon, die Pläne auf Beilage 4 (6) von E. Engesser umge-
zeichnet.

Die Geometerpläne stammen von folgenden Firmen:

Beilage 1 (5): J. Homberger, Regensburg;

Beilage 6 (6): Riester & Furrer, Winterthur;

Beilage 7 (1, 5 und 6): Stamm & Schwarz, Bülach.

STADT ZÜRICH

Baugeschichtliches Archiv S. 79, 86/2, 87/1 und 2, 88, 90, 93,
96/1, 103/1, 105/1, 106 bis 108. Kantonaes Hochbauamt S. 84,
85. Schweizerisches Landesmuseum S. 94, 104. Max Hellstern,
Zürich, S. 80, 89, 96/2, 97 bis 99, 102, 103/2. Barbara Kruck,
Zürich, S. 91, 92. Foto Hefti, Zürich, S. 86/1, 95, 101. Dr. W.
Drack S. 105/2. Klischees: Schweizerische Bauzeitung, S. 81
bis 83.